Das
Staatsgefängniß.

Roman
aus der neuesten Geschichte.

Von
August Schrader,
Verfasser von: „Der Graf von Lalli-Tollendal.“ ꝛc.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1849.

Zimmermann'sche
Bibliothek

Meinem Freunde

Josef Netzer

zugeeignet.

August Schrader.

Das Staatsgefängniß.

Erster Theil.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Es war im Mai des Jahres 1848. Noch durchbebten die Schwingungen der Märzrevolution die Länder und rüttelten gewaltig an den Staatsgebäuden, in deren Schooße die Freiheiten der Völker gefesselt lagen. Furcht und Besorgniß für die Zukunft füllten die Brust der bisher vom Glücke Gesegneten; Freude und Hoffnung aber zogen in die Gemüther derer, welche durch den eisernen Zwang der Verhältnisse vom Glücke geschieden und nur willenlose Werkzeuge derselben waren.

In den Straßen der großen und prächtigen Residenz, wo vor wenig Monaten das blutige Banner des Aufruhrs geflattert, war es lebendiger als je, der gesunkene Handel und Verkehr begann von neuem sich thatkräftig zu heben, frei durften die Gedanken sich zu Worten gestalten und wie

von einem drückenden Alp befreit, jubelte alles der jungen Freiheit entgegen, von der man sich Glück und Heil für alle Zeiten versprach. In den Räumen, wo sonst mit eiserner Strenge Gesetze dictirt wurden, tagten jetzt die Vertreter des Volks, welche der Monarch, den vorgeschrittenen Geist seiner Länder erkennend, berufen hatte, eine freie, den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Verfassung zu berathen.

Ein enges Gäßchen der äußern Vorstadt schien von der allgemeinen Regung ausgeschlossen zu sein, nur wenig Menschen, ärmlich gekleidet, sah man darin wandeln, die halbgeöffneten Thüren der drei und vier Stock hohen alten Holzgebäude, von ihren Besitzern zum Zwecke der Speculation eingerichtet, ließen in finstere, kellerähnliche Räume blicken und verschlangen die Eintretenden wie ein schwarzes Grab. In den untern Regionen dieser winkligen Straße milderte kein Lüftchen die zur Hitze gesteigerte Wärme des heitern Maitages; als ob auch die Schönheiten des jungen Jahres keinen Zutritt zu dem Aufenthalte der Armuth haben sollten, wehete hier eine schwüle, drückende Luft, die durch den Qualm, der hier und da aus einer

Thür oder einem Fenster quoll, fast unerträglich wurde. Nur bleichen Gesichtern begegnete man, denen Noth und Elend ihren Stempel aufgedrückt.

Wir treten ein in einen dieser schwarzen Schlünde. Eine kalte, dumpfe Kellerluft wird nach einigen Schritten fühlbar, rechts und links berührt die tappende Hand feuchte, schmutzige Wände, der Fuß strauchelt auf dem schlechtgepflasterten Boden und nur mit größester Vorsicht gelangt man nach einigen Minuten an eine steile Treppe, die sich durch ein altes, gebrechliches Geländer in der Finsterniß bemerkbar macht. Wirft man nun einen Blick zurück, so zeigt sich der Eingang wie ein kleines, rundes Kerkerfenster, das matt von der scheidenden Abendsonne beschienen wird. Es gehört mehr als Ueberwindung dazu, den Weg fortzusetzen. Nachdem man zwölf bis fünfzehn Stufen in stockfinsterer Nacht erstiegen, gelangt man auf eine Art Vorsaal, der durch eine kleine Oeffnung in der Mauer nur so schwach erhellt ist, daß man die Fortsetzung der Treppe kaum bemerken kann. Wir ersteigen auch diese, eine dritte und vierte und treten dann auf einen kleinen Boden, der durch ein Dachfenster völlig

erhellt wird. Der Treppe gegenüber befindet sich eine kleine Thür, etwas weiter rechts eine zweite. Neben dieser öffnet sich der russige Eingang einer kleinen Küche, aus deren schwarzem Innern man einige auf dem Heerde glimmende Kohlen gewahrt. Alles ist still, kein Geräusch, das die Bewohner dieses Raumes ankündigt, läßt sich vernehmen.

Oeffnen wir die erste Thür, ein Schlüssel befindet sich in dem Schlosse derselben.

Ein kleines, armseliges Stübchen nimmt den Eintretenden auf. Das niedrige Dachfenster ist geöffnet und gestattet der in dieser Höhe reinen Morgenluft freien Eingang. Eine Monatsrose, auf dem schmalen Fensterbrette aufgestellt, wird leicht von dem Luftzuge bewegt, und ein Strauß Veilchen, der in einem mit Wasser gefüllten Becher daneben steht, verbreitet einen lieblichen Geruch. Ein reinliches Bett, drei Stühle und ein Tisch, der so neben dem Fenster aufgestellt ist, daß er das volle Licht empfängt, bilden das ganze Mobiliar. Das Dachstübchen ist sauber ausgefegt, der Staub von dem kleinen Blechofen und den harten Holzstühlen sorgfältig entfernt, kurz, alles deutet

an, daß eine sorgliche Hand am frühen Morgen hier gewaltet hatte.

Wer ist der Bewohner? wird der Leser fragen.

Der Bewohner sitzt am Tische und schreibt. Er ist ein Greis, dessen kahle, glänzende Scheitel nur noch von einem Kranze schneeweißer Locken umgeben ist, der mit zitternder Hand die Feder auf dem Papiere führt, und in großen Buchstaben seine Gedanken verkörpert. Das Alter scheint weniger den Geist als den Körper desselben geschwächt zu haben, denn man sieht ihm deutlich an, wie nur die bebende Hand und nicht der zögernde Erguß seiner Gedanken die Langsamkeit der Arbeit herbeiführt. Auch nicht einen Augenblick rastet die Feder, emsig fährt sie knirschend über das dicke, gelbe Papier, das in ganzen Bogen vor ihm auf dem Tische liegt.

Die Glocke der nahen Pfarrkirche verkündete die zehnte Morgenstunde, hell erklangen die Töne zu dem kleinen Fenster herein. Der Greis legte die Feder nieder, schob das beschriebene Papier sorgfältig zusammen und verschloß es in den Kasten seines Arbeitstisches. Den Schlüssel verbarg er in eine Seitentasche seines langen grauen Rockes;

dann erhob er sich und durchmaß in kurzen Schritten, die Hände auf den Rücken gelegt, sein Zimmer. Oefter blieb er an dem Fenster stehen und gab sein bleiches, von einem langen, weißen Barte umflossenes Gesicht der frischen Morgenluft preis.

Es mogten wohl zehn Minuten verflossen sein, als die Promenade durch ein leises Klopfen an der Thür unterbrochen wurde. Der Greis blieb in der Mitte des Zimmers stehen und rief mit zitternder Stimme „herein!" Die Thür öffnete sich und eine Frau trat ein.

Wohin, Frau Bertram? sprach erstaunt der alte Mann. Sie haben sich ja angeputzt, als ob Sie einen Ball besuchen wollten?

Und mit Recht konnte der Anblick dieser Frau Erstaunen erregen. Sie mogte ungefähr einige vierzig Jahre zählen, aber noch war ihr bleiches Gesicht schön zu nennen. Ein großes blaues Augenpaar, von feinen schwarzen Wimpern umgeben und starken geschweiften Brauen beschattet, bildete einen schönen Kontrast zu den langen schwarzen Haaren, die phantastisch geordnet und mit großen, künstlichen Blumen geschmückt, das Haupt umwallten. Ein weißes, etwas schmutziges und

altmodisches Kleid, hier und da mit bunten Schleifen geschmückt umfloß die schlanken, aber abgemagerten Glieder, und ein bunter, ebenfalls veralteter Fächer, vollendete das Bizarre ihres Anzuges. Der seltsame und unheimliche Glanz, der aus den Augen strömte, gab indeß Aufschluß über die arme Frau, er zeigte deutlich an, daß sie eine von jenen unglücklichen Geschöpfen war, denen der Schöpfer den Gebrauch ihres Verstandes versagt hatte. Es gab jedoch auch lichte Augenblicke in dem Leben dieser Armen, und jeder, der sie dann kennen lernte, wurde doppelt mit Schmerz und Jammer erfüllt, wenn er sie in diesem trostlosen Zustande wieder erblickte.

— O ja, Herr Wilibald, ich gehe auf einen Ball, entgegnete die Frau, indem sie vor den kleinen Spiegel trat, der die Wand des Zimmers schmückte, und sich selbstgefällig betrachtete. Ein Lächeln umspielte dabei den Mund der armen Frau, das den Greis mit Entsetzen erfüllte.

— Liebe Frau, fuhr der Greis fort, als ob er zu einem Kinde spräche, das man durch freundliches Zureden von einem gefaßten Vorsatze abzulenken gedenkt, liebe Frau, es ist noch nicht Mit-

tag, und Sie wollen schon auf einen Ball gehen? Bleiben Sie zu Hause, bis es Zeit dazu ist.

— Ich muß früh dort sein, sprach Frau Bertram, denn auch er wird früh kommen! Wissen Sie, daß ich mich recht freue, den schönen Mann in seiner glänzenden Uniform zu sehen? Er war lange, lange fort — doch heute kommt er auf den Ball. O, ich habe schon oft mit ihm getanzt!

— Soll ich denn allein bleiben, liebe Nachbarin? Wer wird mir zu Hülfe kommen, wenn ich wieder krank werde? Warten Sie doch nur, bis Richard, Ihr Sohn, zurückkehrt.

Der Ausdruck des Gesichts der armen Wahnsinnigen änderte sich bei diesen Worten, der ungewisse Blick des Auges richtete sich starr auf den Greis, der ängstlich einen Schritt zurückwich, und sich zitternd an seinen Arbeitstisch lehnte. Obgleich er den Zustand seiner Nachbarin kannte, so war es doch heute das erste Mal, daß er sie so erblickte. Regungslos verharrte die Frau einige Minuten in ihrer Stellung, ihr schwacher Geist schien sich mit Mühe von dem einmal erfaßten Gegenstande abzuwenden, um zu einem andern, Schmerz und Wuth erregenden überzugehen. Endlich begann

sie in abgebrochenen Worten, indem Thränen den Blick umflorten:

— Meinen Sohn Richard — sagen Sie? Ganz recht, ich habe einen Sohn — aber sein Vater ist todt — der arme junge Mann hat keinen Vater mehr — jener vornehme Herr hat ihn ermordet — sehen Sie, wie sein Degen blitzt? — Dort liegt mein Gatte in seinem Blute — sieh Richard — sieh — Dein Vater ist todt — Und ich trage die Schuld an seinem Tode — ja ich — nur ich allein! O, mein Gott, mein Gott!

Die Erinnerung an ihren Sohn hatte die Fesseln gesprengt, welche den Geist der Armen umschlungen hielten, die Mutterliebe lichtete die Nacht des Wahnsinns und machte ihre allmächtige Kraft geltend. Laut schluchzend sank sie zu Boden, dann stützte sie ihren Kopf auf den ihr zunächst stehenden Stuhl und weinte still vor sich hin. Der Greis schüttelte schmerzlich bewegt sein kahles Haupt, indem er eine Thräne im Auge zerdrückte, dann ging er, als ob er die Aufwallung seines Blutes verhindern wollte, einigemale im Zimmer auf und ab, während der Schmerz der Frau sich in Thränen ergoß.

— O mein Gott, unterbrach nach einigen Minuten Frau Bertram das Schweigen, o mein Gott, giebt es denn keine Wiedervergeltung hier auf der Erde? Sind die Gesetze und ihre Strafen nur für die Armuth gemacht? Ja, ja, fügte sie schmerzlich hinzu, auch die Vorsehung scheint die Großen dieser Erde zu bevorzugen, während sich bei den Kleinen das Vergehen furchtbar rächt, selbst wenn der Arm der weltlichen Gerechtigkeit sie nicht ereilt!

— Frau Bertram! Frau Bertram! rief warnend der Greis. Was läßt Sie glauben —?

— Ja, ja, rief die Frau, indem sie sich rasch erhob, ich habe ihn wiedergesehen!

— Wen? fragte Herr Wilibald.

— Den Mörder meines Gatten!

— Sie irren sich, liebe Nachbarin, oder ein Traum hat Ihnen das Bild desselben vorgeführt.

— Ich rede nicht im Irrsinn, mein alter Freund, nur wenn der Schmerz zu groß wird, wenn Noth und Entbehrung den höchsten Gipfel erreichen, wenn ich sehen muß, wie mein armer Sohn seine Jugend in Elend vertrauert — dann umzieht ein blutiger Schleier meinen Blick; ich

sehe nichts mehr von der Gegenwart, nur die Vergangenheit steigt vor meinem innern Auge empor und mahnt mich, daß ich eine Unglückliche, eine Verbrecherin bin. Doch still, still, mein Sohn kommt! Hören Sie ihn nicht?

— Muth, Muth, Frau Bert[illegible]s wird vielleicht noch alles gut. Beruhigen Sie sich, gehen Sie in Ihr Zimmer zurück und denken Sie der Vergangenheit nicht mehr. Wo ist Ihr Sohn?

— Er ist schon früh ausgegangen, um Brod zu holen, denn wir haben gestern und heute noch nichts gegessen. Ich fürchte, er kommt mit leeren Händen zurück, und wir müssen heute wieder fasten. Armer Richard!

Ein heftiges Schluchzen folgte diesen Worten und ein Thränenstrom entstürzte den Augen der armen Mutter. Plötzlich aber erhob sie sich, aus den Blicken strahlte wieder jener unheimliche Glanz und der Schmerz verwandelte sich in Wuth.

— Bösewicht! Bösewicht, rief sie mit kreischender Stimme, Du trägst die Schuld an unserm Elende, Du hast mit frecher Hand mein Glück zertrümmert! Du fährst in prächtigen Carossen, während ich mit meinem Sohne darbe! — Ge-

stern kam ich bei einem Pallaste vorbei — da stand ein glänzender Wagen — ein Mann in Generals-Uniform trat heraus und stieg ein — er war es, es war Ferdinand — ja, ja, ich erkannte ihn gleich wieder; doch er erkannte mich nicht, die arme Frau in dem zerlumpten Mantel war dem großen Herrn fremd. — Er stieg ein und der Wagen rollte dahin — ach, er war immer noch schön — schön, wie damals — als er mir mein Glück und meinen Gatten raubte! — Heute ist Ball in dem Pallaste, wie ich von einem Bedienten sagen hörte — ich komme, Ferdinand, um mit Dir zu tanzen — ach, die prächtige Musik — wie sie durch den glänzenden Saal rauscht —! La, la, la, la! Komm Ferdinand, komm!

— O, mein Gott, rief der Greis mit emporgehobenen Händen, Sie sind krank, Frau Bertram! Ich werde Sie in Ihr Zimmer führen, legen Sie sich zu Bett; so bald Richard zurückkehrt, wollen wir berathen, was zu thun ist, um Ihnen Pflege zu verschaffen. Ach, daß ich selbst so arm bin! Kommen Sie!

In diesem Augenblicke ließ sich ein Klopfen an der Thür vernehmen.

— Richard kommt! rief der alte Mann und öffnete hastig die Thür.

— Zwei Damen traten ein. Die ältere von ihnen, eine Matrone im vorgerückten Alter, einfach aber sehr anständig gekleidet, reichte dem Greise freundlich lächelnd die Hand und grüßte in herzlichen Worten; die andere, ein blühend schönes, junges Mädchen von achtzehn bis neunzehn Jahren, in einem eleganten weißen Sommeranzuge, war kaum eingetreten, als sie auch schon auf Frau Bertram zueilte und sich mit ihr theilnehmend beschäftigte.

— Himmel, rief sie erschreckt, die arme Frau schüttelt ein heftiger Fieberfrost, man schicke zu einem Arzte! Und dieser Anzug — was ist hier vorgegangen?

Der Greis winkte mit der Hand und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er später Aufschluß ertheilen würde.

— Ich bin krank, sehr krank! stammelte Frau Bertram. Wo ist mein Sohn? Ich muß wieder zu Bett!

Die unglückliche Frau schwankte der Thür zu, um das Zimmer zu verlassen; da hörte man auf

dem Vorsaale die Stimme eines jungen Mannes rufen:

— Mutter! Mutter! Wo ist meine Mutter?

— Richard, rief die Mutter, indem sie das Zimmer verließ, bist Du endlich da? Führe mich, denn ich bin krank.

Am Arme des zurückgekehrten Sohnes, der sie an der Thür empfing, kehrte Frau Bertram in ihr Zimmer zurück. Tief bewegt, als sich die Thür geschlossen, standen der Greis und die beiden Damen da. Die jüngere von ihnen war an das Fenster getreten und trocknete mit einem weißen Battisttuche ihre Augen.

— Herr Wilibald, begann nach einer Pause die ältere Dame, Sie haben schon das Bett verlassen, fühlen Sie sich auch ganz wohl? Ich fürchte, daß der Auftritt mit jener armen Frau nachtheilige Folgen für Ihre Gesundheit herbeiführen kann. — Sie scheinen bewegt zu sein? —

— Ach, sprach der Greis, wie soll ich Ihnen Ihre Freundlichkeit, Ihre Großmuth danken! Doch fürchten Sie nichts, ich bin, obwohl noch schwach, seit einigen Tagen völlig genesen. Frau Bertram, meine Nachbarin, hat mich so gut gepflegt, daß

meine Krankheit nicht von langer Dauer war. Wie es scheint, werde ich jetzt meine Krankenwärterin pflegen müssen, denn ihr altes Uebel, das sie seit einem Jahre verlassen hatte, ist zurückgekehrt. Die Kleider und die Blumen im Haare werden ihnen deutlich genug gesagt haben — —

Arme Frau! flüsterte das junge Mädchen leise vor sich hin.

— Kennt man den Grund ihrer Geisteskrankheit? —

— Vielleicht ist er in der Armuth zu suchen, in welcher sie lebt, fügte die junge Dame hinzu. Wenn dies der Fall ist, wollen wir helfen!

— Ach nein, entgegnete Wilibald, die Krankheit hat einen andern Grund; die unglückliche Lage ist nur eine Folge dieser Krankheit, für welche es, wie mir scheint, keine Arzenei giebt; nur Gott allein vermag hier zu helfen!

— Wer ist denn diese arme Frau? Wissen Sie etwas von ihrem Schicksale, Herr Wilibald, o, so theilen Sie es uns mit, vielleicht ist dennoch Hülfe möglich!

— Nehmen Sie Platz, meine Damen, sprach der Greis, indem er die Holzstühle heranrückte,

ich werde Ihnen mittheilen, was mir die arme Frau selbst erzählt hat.

„Es ist nun fast ein Jahr, begann der Greis, daß ich diese Wohnung bezog. Frau Bertram und ihr Sohn bewohnten bereits das kleine Zimmer neben dem meinigen. Daß nichts leichter und inniger verbrüdert als das Unglück, ist eine Wahrheit, die sich auch hier bestätigte, denn schon nach einigen Wochen waren wir alte Bekannte, es verging kein Tag, der uns nicht beisammen sah, es genoß keiner eine frohe Stunde, die der andere nicht theilte. Richard, mit einem schönen Talente für die Dichtkunst begabt, fand damals bei einem hiesigen Buchhändler Beschäftigung, deren Ertrag ihn und seine Mutter vor Entbehrung schützte, und ich muß bekennen, daß auch mich der Hunger verschonte, wenn meine guten Nachbarn zu essen hatten. Nach einigen Monaten warf mich eine heftige Krankheit darnieder, und hatte ich in gesunden Tagen eine Stütze an Frau Bertram und ihrem Sohne gehabt, so fand ich sie in den Tagen des Unglücks doppelt in ihnen. Am Tage saß die Mutter an meinem Bette und Nachts der Sohn, mit seinen Arbeiten beschäftigt. So ver-

floß der Herbst und ein Theil des Winters. Da erhob die Revolution ihr blutiges Haupt, alle Gewerbe stockten und auch Richard theilte das Loos vieler Tausende — er hatte keine Arbeit mehr. An Ersparnisse war nicht zu denken gewesen, denn was die beiden Gesunden sich abgedarbt, hatte meine Krankheit verschlungen.

Mit dem Elende machte sich auch die Geistes-krankheit der armen Frau Betram wieder bemerk-bar, die bis dahin still und in sich verschlossen gelebt hatte. Theilnehmend befragte ich sie um ihr Schicksal, als ich sie eines Tages in Thränen aufgelös't in ihrem Zimmer fand, und ich erfuhr Folgendes: Frau Bertram ist die Tochter eines Kaufmanns in P., den die Welt für reicher hielt, als er wirklich war. Ein achtbarer Beamteter, mit einem anständigen Gehalte, bewarb sich um das junge Mädchen, und nur dem Drange der Eltern und nicht dem des Herzens folgend, reichte sie dem Manne fast gegen ihre Neigung die Hand am Altare. Kaum ein Jahr nach ihrer Verhei-rathung erklärte sich der Grund, aus dem der Vater sein Kind zu dieser Ehe gezwungen: er fallirte, und hatte zuvor noch die Zukunft seines

einzigen Kindes sichern wollen. Die Mutter brachte Gram und Kummer in die Grube und den Vater die Hartherzigkeit seiner Gläubiger in das Schuldgefängniß, wo auch er bald darauf starb. Jetzt stand die Tochter allein in der Welt, gekettet an einen Mann, den sie nicht liebte, der denselben trockenen Geschäftsgang in seinem Hauswesen eingeführt hatte, wie in seinem Büreau. Ein eingefleischter Büreaukrat, behandelte er seine Gattin, in deren Mitgift er sich gewaltig getäuscht, nicht anders wie seinen Schreiber, das geringste Versehen in dem Gange des Haushaltes zog der armen jungen Frau eine demüthigende Behandlung zu. Obgleich der Himmel ihre Ehe mit einem Knaben segnete, änderte sich dennoch das kalte, herzlose Betragen des Vaters nicht, die junge Mutter, immermehr das Unglück ihrer Lage erkennend und fühlend, saß weinend an der Wiege des kleinen Richard, des einzigen Wesens, an dem ihr Herz mit Liebe hing. In dieser Zeit war es, als Herr Bertram von P. versetzt wurde, das heißt, er bekam eine einträglichere Stelle in dem Polizeibüreau der Residenz. Er reis'te ab, ließ aber Frau und Kind in P. zurück, um an dem Orte seines neuen

Aufenthalts alles zu ihrem Empfange vorzubereiten. Es verging eine geraume Zeit, ehe die junge Frau Nachricht von ihrem Gatten empfing, und selbst als der angekommene Brief ihr ankündigte, daß der Tag der Abreise noch nicht festgesetzt werden könne, fühlte sich Madam Bertram über diese neue Vernachlässigung nicht gekränkt, wie sich wohl denken läßt, denn sie konnte ungestört der Pflege ihres Kindes leben. Das Verhältniß unter den beiden Gatten konnte den nähern Bekannten derselben kein Geheimniß bleiben und ein junger Mann, Ferdinand von B., der längst schon die hübsche junge Frau mit neidischen Augen betrachtet hatte, benutzte dieses Verhältniß und die Abwesenheit des Herrn Bertram, sich ihr bemerkbar zu machen. An Gelegenheit dazu fehlte es ihm nicht, da er ein Bekannter des abwesenden Gatten war und schon oft das Haus desselben betreten hatte. Anfangs waren die Aufmerksamkeiten Ferdinands der jungen Frau nicht unangenehm, später, als sie Vergleiche zwischen ihm und ihrem groben Gatten anstellte, sah sie ihn gern, bis endlich die Liebe, die ihr bis jetzt fremd gewesen, sich ihres Herzens bemächtigte. Je weniger sich Herr Bertram um seine

Frau bekümmerte, desto mehr that es Ferdinand, er schwor ihr, sie von dem Tyrannen zu befreien und neue Ehebande mit ihr zu knüpfen. Herr Ferdinand war ein schöner Mann und seine Schwüre fanden Gehör. Es verflossen wohl zwei Jahre, und Madam Bertram, die nur noch von Ferdinand abhing, der ihr vorgespiegelt, die Scheidung mit ihrem Gatten sei bereits beantragt und würde demnächst erfolgen, ward abermals durch einen Knaben erfreut. Kaum war sie genesen, als plötzlich eines Tages ihr Gemahl, der Kunde von dem Vorfalle erhalten hatte, in ihr Zimmer trat und Ferdinand von B. antraf. Nach einem kurzen Wortwechsel zog Herr Betram zwei Degen unter seinem Mantel hervor, der Kampf begann in dem Zimmer der jungen Frau und noch ehe diese dazwischen treten konnte, lag ihr Gatte in seinem Blute. Des Gegners Klinge hatte ihn das Herz durchstoßen. Noch denselben Abend fuhr ein Reisewagen aus dem Thore. Die junge Wittwe mit ihren beiden Kindern und Ferdinand saßen darin. Das Ziel der Reise war Triest. Hier schied Ferdinand von seiner Geliebten, nachdem er ihr ein bedeutendes Kapital in Banknoten

eingehändigt und das Versprechen gegeben hatte, bald zurückzukehren. Das beträchtliche Kapital erweckte zuerst den Verdacht der jungen Frau. Wie konnte ein einfacher Mann, der auf eine Staatsanstellung hoffte — so hatte sich Ferdinand ausgesprochen — über eine solche Summe disponiren? Warum auch gab er ihr im Augenblicke des Scheidens diese Summe? Ihre Existenz auf Wochen, selbst auf Monate zu fristen, wäre der zwanzigste Theil hinreichend gewesen. Unter banger Erwartung verging die Zeit, der versprochene Tag von Ferdinands Ankunft erschien, der Ersehnte aber blieb aus. So vergingen fünf Jahre und eine stille Schwermuth hatte sich der Verlassenen bemächtigt; sie hörte weder von den Folgen des unglücklichen Duells, noch von dem Urheber desselben. Ein einfaches, sparsames Leben hatte nur einen geringen Theil ihres Capitals in Anspruch genommen, mit dem übrigen verließ sie Triest und ging nach der Residenz, theils ihren Kindern eine gute Erziehung geben zu lassen, theils, weil sie hoffte, hier von ihrem treulosen Verführer etwas zu erfahren. Nachdem auch hier wieder zwei Jahre verflossen waren, gab sie alle Hoffnung auf, je

den Vater ihres zweiten Sohnes wieder zu erblikken, der zu einem hübschen, muntern Knaben von sieben Jahren herangewachsen war. Richard zählte neun Jahre und besuchte bereits die untern Klassen eines Gymnasiums. An einem schönen Herbsttage ging Frau Bertram, ihren jüngsten Sohn an der Hand, durch eine der Hauptstraßen der Residenz. Plötzlich fährt ein offener, prachtvoller Wagen, in dem ein hoher Staabsofficier saß, an ihr vorbei. Sie blickt hin und stürzt mit dem Ausrufe „Ferdinand" den Pferden in die Zügel, um ihren Lauf zu hemmen. Der Kutscher hält an, die unglückliche Frau aber, von einem Stoße der Deichsel getroffen, lag ohnmächtig am Boden. In einem kleinen Krämerladen, der sich in der Nähe befand, schlug sie nach einer Viertelstunde die Augen wieder auf; die prächtige Karosse und ihr Sohn aber waren verschwunden. Aus einem Taschenbuche, das sie bei sich trug, erfuhr man ihre Wohnung, wohin sie mitleidige Menschen in einem Wagen schaffen ließen. Der Verlust des Knaben und die durch den Wagen erlittene Verletzung raubten der armen Mutter den Gebrauch ihres Verstandes; eine alte Dienerin leitete das Haus-

wesen und Richard blieb der Obhut seiner Lehrer überlassen. Das Kapital ward mit jedem Jahre geringer und war gänzlich zusammengeschmolzen, ehe der junge Mann seine Studien auf der Universität beendet hatte, er mußte abgehen, um durch Arbeiten seine Mutter, deren Geisteskrankheit die Zeit gemildert zu haben schien, zu ernähren. Diese Wohnung, in der Hunger und Elend ihren Wohnsitz aufgeschlagen, ist das Resultat seines Mühens, Verzweiflung der Lohn seiner treuen Arbeit."

Der Greis schwieg einen Augenblick und trocknete eine Thräne, die ihm über die bleiche, gefurchte Wange rann. Die jüngere der beiden Damen vermogte kaum ihre Fassung zu behaupten, ihr Taschentuch am Munde, hatte sie sich still weinend abgewendet.

— Aber wovon lebten die beiden armen Leute, als es an Arbeit fehlte? fragte die ältere Dame.

— Wovon sie lebten? antwortete verlegen der alte Wilibald — je nun, sie mußten zufrieden sein — ich theilte mit ihnen, was ich Ihrer Großmuth verdanke. Ja, meine lieben, guten Damen, Ihre Spenden haben drei Menschen erhalten! War es nicht meine Pflicht, mit denen zu theilen, die

so lange mit mir getheilt haben? Nicht wahr, Sie sind mir deshalb nicht böse?

— O ja, antwortete eifrig das junge Mädchen, ich bin Ihnen recht böse, Herr Wilibald. Warum haben Sie uns nicht gesagt, daß Ihren Nachbarn Hülfe auch Noth thue? Sie wissen ja, daß wir einem Vereine angehören, der sich die Unterstützung Hülfsbedürftiger zur Pflicht gemacht hat.

— Beruhigen Sie sich, liebe Anna, sprach die Aeltere, es ist immer noch Zeit, den Leuten zu helfen, ich werde sie in unsere Liste aufnehmen.

Bei diesen Worten zog sie ein Taschenbuch hervor und trug den Namen der Frau Bertram ein. Der Greis wandte sich ab und trocknete seine Stirn. Anna folgte ihm und drückte ihm eine Börse in die Hand.

— Nehmen Sie, Vater Wilibald, flüsterte sie, es ist für Sie, für die arme Frau und ihren Sohn! Der Alte zögerte, die Börse zu nehmen.

— O so nehmen Sie doch, bat sie unter Thränen; wenn der junge Mann Arbeit erhalten hat, können Sie es mir zurückzahlen, ich leihe es Ihnen! Aber sagen Sie nicht, daß das Geld von mir kömmt. Hören Sie, er darf es nicht erfahren!

— O Gott, rief Wilibald, ich muß ja wohl, um uns vor Hunger zu schützen! Der Zustand, worin Sie meine unglückliche Nachbarin trafen, ist eine Folge unserer traurigen Lage; sie hält sich für die Mörderin des Vaters ihres Sohns und glaubt, wenn er noch lebte, würde das Loos ihres Richard ein anderes gewesen sein. Ich sehe sie heute ebenfalls zum erstenmale in diesem Zustande. — Nun, Gott und gute Menschen werden ja helfen!

— Und nun leben Sie wohl, sprach die Matrone; wir haben diesen Vormittag noch einige Besuche abzustatten. Anstatt einmal, werden wir jetzt zweimal in der Woche zu Ihnen kommen. Adieu, Herr Wilibald!

— Ich komme morgen zurück, flüsterte Anna dem Greise in das Ohr, um von Ihnen zu erfahren, wie es der armen Frau geht. Lassen Sie es an nichts fehlen. Adieu, Herr Wilibald!

Zehn Minuten später trat Herr Wilibald in Frau Bertams Zimmer und legte lächelnd eine Handvoll Silbergeld auf den Tisch.

— Herr Wilibald! rief ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren, als er des Greises Beginnen wahrnahm.

— Wo ist Ihre Mutter, Richard? fragte dieser.

— Ich brachte sie in die Kammer auf ihr Bett, wo sie erschöpft eingeschlummert ist.

— Gut, in einer Stunde komme ich wieder!

— Herr Nachbar, ein Wort —!

— Still, daß Ihre Mutter nicht erwacht! Sorgen Sie für die arme Frau und für mich, denn ich werde das Mittagessen bei Ihnen einnehmen, mein junger Freund.

Mit den letzten Worten hatte der Alte das Zimmer wieder verlassen. Zehn Minuten später trat der junge Mann aus der finstern Hausthür in die Straße, um die nöthigen Einkäufe zu besorgen. Herr Wilibald hatte seine Thür verschlossen und sich wieder zur Arbeit an den Tisch gesetzt.

2.

Auf einem großen Platze der innern Stadt erhob sich ein schönes, drei Stock hohes Haus, über dessen Haupteingange die Firma „Hubertus et Comp." in mächtigen Buchstaben zu lesen war. Schon früh, wenn der Morgen dämmerte, öffneten sich die schweren Flügelthüren desselben, um zahl-

reichen Arbeitern den Zutritt in den Hof zu gestatten, der die weitläufigen Fabrikgebäude des Herrn Hubertus enthielt. Einem Garten gleich war dieser freundliche Hof zu schauen, denn Beete mit duftenden Blumen und Gesträuchen, und Alleen von schattenverbreitenden Linden- und Kastanienbäumen bildeten für den aus der grauen Häusermasse der Straßen Eintretenden einen lieblichen Kontrast, so daß er sich auf dem Lande wähnte. Diese Illusion wurde indeß gestört, wenn man die Blicke nach der, dem Hause entgegengesetzten Seite schweifen ließ, denn eine dunkle, von starken Strebepfeilern gestützte Steinmasse, riesengroß über die heitern Fabrikgebäude emporragend, bot einen unerquicklichen Anblick dar. Es war das Staatsgefängniß, eine aus dem Mittelalter herstammende Burg, worin man Verbrecher, und namentlich politische, während ihrer Untersuchung in Haft hielt. Wie ein drohendes Gespenst lag das alte graue Gemäuer da und wenn auch die an den kleinen ovalen Fensteröffnungen angebrachten Holzkasten, welche den Gefangenen den Anblick der freien Luft entziehen sollten, seinen Zweck nicht sogleich verrathen hätten, so erfüllte es den Beschauer dennoch

mit einem unheimlichen Gefühle, dessen sich selbst der nicht erwehren konnte, der den Anblick nicht zum ersten Male hatte. In den Spaziergängen gewahrte man jedoch nichts von diesem Grabe lebender Menschen, wenn in der schönen Jahreszeit die Bäume und hohen Gesträuche ihr grünes Blätterdach ausspannten, und wohl mancher hat den Garten betreten, ohne die grausige Nachbarschaft auch nur geahnt zu haben.

Die Comptoirs und Niederlagen des Fabrikherrn befanden sich in dem Erdgeschosse des geräumigen Vordergebäudes; das erste Stockwerk enthielt die Wohnzimmer desselben und im zweiten befanden sich außer einigen Gastzimmern die der Domestiken.

Die Firma des Herrn Hubertus war eine der geachtetsten in der ganzen Stadt, mehr als hundert Arbeiter fanden unter seinem Dache fortwährende Beschäftigung und Lebensunterhalt und seine Seidenfabrikate wurden gesucht, weil sie gut und solide gearbeitet waren. Obgleich die Firma noch einen Compagnon andeutete, so war Hubertus doch der alleinige Inhaber derselben, er hatte sie beibehalten, wie er sie von seinem Vater geerbt. Auch

an ihm war die verhängnißvolle Zeit nicht erfolglos vorübergegangen, die allgemeine Stockung des Handels und der Geschäfte, durch die Revolution aller Länder erzeugt, hatte ihn, den Kaufmann von ächtem Schrot und Korn, veranlaßt, Einschränkungen in seinem Geschäfte vorzunehmen und theils die jüngern Arbeiter zu entlassen, theils Kürzungen des Gehaltes eintreten zu lassen, Maaßregeln, die den ohnehin strengen Herrn bei seinen Arbeitern nicht beliebter machten, denn sie nahmen an, daß er von dem in guten Zeiten durch ihren Schweiß aufgehäuften Vermögen in der vorübergehenden schlechten nichts opfern wolle, und daß nur der Geiz, nicht aber die Noth der Zeit ihn zu diesem Schritte veranlaßt habe. Diese Meinung war indeß eine irrige; schon seit einigen Jahren hatte Hubertus durch Fallissements ausländischer Häuser nicht unbedeutende Verluste erlitten, die leidige Concurrenz in neuester Zeit hatte ihn zur Herabsetzung der Fabrikpreise getrieben, und wenn er nicht schon längst zu einer Einschränkung seines Geschäftes geschritten, so hatte ihn nur der Stolz, die Firma seines Vaters in dem bisherigen Glanze fortbestehen zu lassen, davon abgehalten.

Herr Hubertus war Wittwer, seine Gattin ruhete schon seit fünf Jahren im Grabe. In seiner Tochter Anna, einer blühenden Jungfrau von achtzehn Jahren, war ihm indeß das Ebenbild seiner geliebten Hausfrau geblieben, auf sie hatte er alle seine Liebe übertragen, bei ihr fand er Trost und Erholung, wenn die stets welkende Blüthe seines Geschäfts ihn mißmuthig gestimmt hatte, und nur sie war dann im Stande, die Wolken von seiner Stirn zu verscheuchen und ihm Muth und Hoffnung auf die Zukunft einzuflößen.

Anna war in einer der ersten Pensionsanstalten der Hauptstadt erzogen worden; zwar ausgerüstet mit den nöthigen Kenntnissen und Manieren, um sich in den Zirkeln der großen Welt bewegen zu können, hatte sie dennoch die schlichte und gerade Denkart einer einfachen Bürgerstochter bewahrt und obwohl ihr liebenswürdiger Character durch die moderne Erziehung einen leichten Anstrich von romantischer Schwärmerei erhalten, waren ihre religiösen Empfindungen dennoch rein und unverfälscht geblieben, ihre guten Vorsätze und Handlungen entsprangen stets ihrem unverfälschten Herzen; Kokketterie, diesen mächtigen Hebel an Geist

und Herz verbildeter junger Damen, kannte sie nicht. Ein köstlicher Maimorgen hatte sich zur Erde niedergesenkt. Rosen und Veilchen wetteiferten, den kleinen Park des Herrn Hubertus mit lieblichen Gerüchen zu füllen und ein leichter angenehmer Morgenwind durchsäuselte das junge frische Grün an Gesträuchen und Bäumen. Die Fenster der den Park umgebenden Fabrikgebäude waren geöffnet und ein ununterbrochenes monotones Rauschen, das sich mit dem Flüstern des Morgenwindes mischte, gab Kunde von der Regsamkeit der Arbeiter. Die Fabrikuhr zeigte die zehnte Stunde an, als Anna, ein leichtes elegantes Strohhütchen auf dem Haupte, in einem weißen Kleide, worüber ein kurzer schwarz seidener Mantel, aus dem Thore des Hauptgebäudes trat und leicht wie ein Reh durch die reinlichen Wege des Gartens hüpfte. Bei einem Rosenstocke, dessen Knospen die Frühsonne halb erschlossen hatte, blieb sie stehen und bewunderte einige Minuten die Fülle der jungen Blumen, die mit der Zahl der Blätter wetteiferten; dann schlug sie den leichten Mantel zurück, trat einen Schritt in das Beet hinein und pflückte, ohne die zarte Hand von der engen Hülle des

weißen Handschuhes zu befreien, einige der duftenden Blumen. Dann trat sie in den Weg zurück, formte die Rosen durch einen silbernen Ring zu einem Strauße und schickte sich an, den Garten wieder zu verlassen. In diesem Augenblicke trat ein junger Mann aus einem Seitengange und vereitelte durch einen freundlichen Gruß die Absicht des jungen Mädchens. Anna blieb stehen und dankte mit einem heitern, doch ruhigen Lächeln dem Grüßenden, wobei sie ihm die Hand entgegenstreckte.

Der junge Mann war einfach, aber sorgfältig gekleidet, fast mit jener Aengstlichkeit, die den jungen Leuten eigen zu sein pflegt, wenn ihnen besonders daran liegt, jemandem zu gefallen. Sein Gesicht war zwar bleich, aber ohne ihm ein krankes Ansehen zu geben; sein dunkelblaues Auge, von schwarzen Wimpern und starken dunkeln Brauen beschattet, zeugte von Geist und Charakter und die Regelmäßigkeit seiner Züge verlieh ihm ein Interesse, das mancher blühende Jüngling umsonst zu erstreben sucht. Drei bis vier und zwanzig Jahre schienen bereits an seinem Haupte vorüber gegangen zu sein.

— Wie, Anna, sprach der junge Mann in einem vertraulichen, doch ehrerbietigen Tone, Sie wollen so früh schon ausgehen?

— Ich kann es, dem Himmel sei Dank, antwortete Anna und ließ ihre Hand in der des Fragers ruhen, ich kann es, denn mein Vater bedarf jetzt schon meiner Sorge nicht mehr. Die zurückgekehrte Gesundheit des Körpers hat einen so wohlthätigen Einfluß auf den sonst so verschlossenen Charakter des Greises ausgeübt, daß er schon vor einer Viertelstunde einen Spaziergang auf das Land unternommen hat, wozu er, wie Sie wissen, bis jetzt nicht zu bewegen war. Ich wollte ihn begleiten, allein er lehnte es ab und forderte mich auf, da die Reihe an mir sei, mich den Damen unsers Vereins anzuschließen und die Wohnungen der Armen zu besuchen, welche durch den Druck der Zeit dem Elende preisgegeben sind.

— Anna, rief der junge Mann mit Empfindung und drückte die kleine Hand an seine Lippen, Sie können diesen köstlichen Maitag nicht besser beginnen, als durch Handlungen der Wohlthätigkeit! Ich weiß, Ihrem schönen Herzen ist es fremd, mit dem Wohlthätigkeitssinn zu kokettiren,

Sie trachten nicht danach, wie so viel andere Damen unserer Residenz, durch Spenden an die Armuth Aufmerksamkeit erregen zu wollen und nur unter Beobachtung einer gewissen Förmlichkeit den Leidenden beizustehen, einer Förmlichkeit, welche alles Mitgefühl in der Brust erkalten läßt und in eine Mode verwandelt — aber weil ich Ihr Herz kenne, fürchte ich, daß der Anblick des Jammers, den so viel Tausend unserer Mitbrüder jetzt erdulden, Sie schmerzlich berühren und in Ihnen Gefühle erwecken muß — ach, Anna, und ich habe Ihnen so viel zu sagen!

— Fürchten Sie das nicht, sprach Anna mit einem zauberischen Lächeln, das Bewußtsein, Gutes gethan zu haben, ist kein drückendes Gefühl. Nur wenn ich daran denke, daß ich nicht Allen helfen kann, treten mir die Thränen in die Augen und ich muß bekennen, daß ich nur mit Bitterkeit an die Urheber alles dieses Elends denke. Glauben Sie mir, lieber Franz, wäre ich eine Kaiserin, es sollte anders um die armen Leute stehen; anstatt vor dem Ausbruche der Verzweiflung fliehen zu müssen, sollte mich alles freudigen Auges als Mutter begrüßen, die Dankbarkeit sollte meine Schutz=

wache sein und die Liebe meiner armen Unterthanen die glatten Worte verdrängen, welche jene herzlosen Damen flüstern, die, alle Weiblichkeit verläugnend, nur ehrgeizigen Plänen nachhangen, das Gewimmer der Armuth verspottend. Darum lassen Sie mich, lieber Franz, ich kehre bald zurück, und dann — —

— Nur einige Augenblicke, rief dringend der junge Mann und ergriff abermals die Hand des jungen Mädchens — später habe ich nicht Zeit, da die Arbeiter heute ihren Lohn ausgezahlt erhalten.

— So bleibt uns morgen und übermorgen noch Zeit!

— Anna, sprach Franz mit einem bittern Lächeln, soll auch ich an Ihren Wohlthätigkeitssinn appelliren? Bin ich von Ihrer Milde ausgeschlossen?

— Franz, Sie lästern! rief schelmisch drohend das junge Mädchen und eine Röthe der Verlegenheit überzog das ganze liebliche Gesicht desselben, die mit dem frischen Purpur der Rosen zu wetteifern schien. Beide standen verlegen einen Augenblick da, dann sprach Anna in einem Tone, der deutlich die Reue verrieth, daß sie dem jungen Manne nicht gleich Gehör gegeben:

— So reden Sie, lieber Franz, ich werde ein wenig rascher gehen, um die versäumte Zeit nachzuholen. Was haben Sie mir zu sagen?

Franz ergriff sanft ihren Arm und zog sie hinter den Rosenstrauch zurück, der die Aussicht auf die Fabrikgebäude deckte; Anna, die Blicke auf ihren Rosenstrauß geheftet, folgte ohne Widerstreben, obgleich der Ausdruck ihres Gesichts deutlich anzeigte, daß sie lieber die Unterredung vermieden hätte.

— Wollen Sie mich einige Minuten ruhig anhören, liebe Anna? fragte Franz, indem er beide Hände der Jungfrau ergriff.

— Reden Sie, lieber Freund, ich bin bereit zu hören!

Mit einem tiefen Seufzer schien sich Franz zu sammeln, dann begann er:

— Anna, noch ehe das Grün dieser Bäume schwindet, soll ich Sie zum Altare führen!

— Ich weiß es, flüsterte Anna, und senkte abermals ihre Blicke auf den Blumenstrauß zurück.

— Mein Glück, fuhr der junge Mann mit Leidenschaft fort, ist so groß, daß ich kaum daran zu denken wage, und wenn ich daran denke,

schätze ich mich dessen für so unwerth, daß ich es nur für einen schönen Traum halte. O, mein Gott — ich Ihr Gatte, der arme Commis der Gatte eines Engels! Ach, Anna, Sie wissen nicht, daß ich Sie schon so lange liebe, als ich Sie kenne! Und das ist schon sehr lange her, denn als Ihr Vater mich in sein Haus aufnahm, waren Sie noch ein Kind, und ich, der ich es ebenfalls noch war, zitterte bei Ihrem Anblicke, wie ich in diesem Augenblicke bei dem Gedanken an mein unbeschreibliches Glück zittere. Ich liebte Sie schweigend, hoffnungslos, denn wie konnte ich mir einbilden, daß ich je mich bis zu Ihnen erheben würde, oder daß Sie zu mir herabsteigen würden? Da bewirkte der Wille Ihres Vaters dieses Wunder, das mir in dem Reiche der Unmöglichkeit gelegen hatte, und ich glaubte vor Freude und übergroßem Glücke den Verstand zu verlieren. Und dennoch ist meine Freude nicht ganz rein und vollkommen, denn seit dem Tage, daß unsere Verbindung festgesetzt ist, sind Sie nicht mehr dieselbe, Sie sind traurig und nachdenkend, und dies macht mir wieder Kummer. Anna, seien Sie offen, betrübt

Sie diese Heirath? O bekennen Sie mir den Grund Ihrer Veränderung, welcher es auch sei, ich werde Ihnen darum nicht böse sein! Ich weiß, Anna, Ihre Erziehung ist von der meinigen sehr verschieden, Sie sind in der ersten Pensionsanstalt der Residenz gebildet und besitzen alle jene Kenntnisse, die erforderlich sind, um in den größten Cirkeln zu glänzen, während ich, ein einfacher Buchhalter, mich nur unter meinen Registern und Fabrikarbeitern zu bewegen weiß — Sie müssen mich sehr unwissend und roh finden; darum reden Sie jetzt offen wie eine Schwester zu dem Bruder: können Sie mich lieben, Anna?

— Franz, sprach Anna mit einem milden Lächeln, das von der Güte ihres Herzens zeugte, warum sollte ich Sie nicht lieben? Sind Sie nicht der Gefährte meiner Jugend? Sind Sie nicht meines Vaters bester, treuester Freund, dessen Sorge und Thätigkeit ihn bereits zweimal vom drohenden Untergange rettete? Konnten Sie vermöge ihrer Talente, die auch andere zu schätzen wußten, nicht öfter schon vortheilhaftere Stellungen erhalten, und haben Sie nicht

stets alle Anerbietungen ausgeschlagen und sind bei uns geblieben? Ich müßte ja eine undankbare Tochter sein, wenn ich bei solchen Beweisen von Aufopferung und Liebe unempfindlich bliebe!

Des jungen Mannes Lippen umspielte ein trübseliges Lächeln, denn er hatte das Ausweichende in Anna's Antwort nur zu gut verstanden, der heitere, gefühlvolle Ton, worin ihm diese Antwort ertheilt, konnte ihn nicht täuschen.

— Anna, sprach er mit unterdrückten Thränen, indem er sich zur Seite wandte und ein Blatt von dem Rosenstrauche brach, Ihre Worte beweisen abermals, wie gut Sie sind, und lehren mich den Schatz kennen, den Ihr künftiger Gemahl in Ihnen besitzen wird; aber Ihre Hand als Lohn für die Dienste anzunehmen, die ich so glücklich war Ihrem Vater leisten zu können, wird mich nichts in der Welt vermögen. Daß ich ihn nicht verlassen habe, als man mir vortheilhaftere Anträge stellte, rechnen Sie mir zum Verdienste an? Nein, Anna, auch ohne die Aussicht auf den Besitz Ihrer Hand wäre ich geblieben, denn bin ich nicht eines seiner Kinder?

Habe ich, die arme verlassene Waise, in Ihrem Hause nicht die liebende Familie wiedergefunden, die ich in meiner frühen Jugend schon verloren? Nicht Ihr Vater hat meiner, sondern ich Ihres Vaters bedurft, nicht er ist der Verpflichtete, sondern ich! Und, Anna, was das Wichtigste ist, nicht Dankbarkeit und Freundschaft bilden das Glück der Ehe — ich selbst würde der unglücklichste der Männer sein, wenn ich meine Liebe nur durch das Gefühl der Dankbarkeit und Freundschaft erwidert sähe. Nein, Anna, rechnen Sie mir nicht zum Verdienste an, was Nothwendigkeit und Dankbarkeit mir zu thun geboten, weder Sie noch Ihr Vater sind mir zu irgend einem Opfer verpflichtet.

Die letzten Worte hatte Franz so leidenschaftlich gesprochen, daß Anna, wie zum Scherz erschreckend, einen Schritt zurückgewichen war. Der junge Mann bemerkte das Zurückweichen nicht, denn um die Glut seines Gesichts zu verbergen, hatte er sich wieder zu dem armen Rosenstrauche gewendet und brach mit einer wahren Hast Blatt um Blatt und Knospe um Knospe ab, dann warf er sie in den Weg. Anna hatte einige

Augenblicke Zeit, sich zu fassen; ruhig, mit der ihr eigenthümlichen Milde trat sie ihm wieder näher, ergriff seine Hand und sprach in einem Tone, der Franzen das Herz durchschnitt:

— Was wollen Sie denn für eine Antwort von mir, lieber Franz? In meinem Institute, das ich erst seit einiger Zeit verlassen, hatte ich nie Gelegenheit, über solche Dinge zu reden, die Sprache der Liebe ist mir noch fremd, ich höre sie heute zum erstenmale; aber ich muß auch bekennen, daß mich diese Sprache durch ihre Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit erschreckt. Ist es nicht gleichviel, unter welchem Titel Sie mir lieb und werth sind? Ich kenne alle Pflichten einer christlichen Hausfrau und versichere Sie, daß ich sie mit großer Freude erfüllen werde. Was verlangen Sie mehr von mir?

— O mein Gott, können Sie mir verzeihen? rief Franz, indem er sich den Schweiß von der hohen Stirn trocknete und bei dieser Gelegenheit auch den Thränenschleier entfernte, der sich über seinen Augen gebildet hatte. Ach, meine Fragen müssen Sie wohl erschreckt haben und ich erscheine Ihnen als ein unzurechnungsfähiger Mensch. Es ist ja klar, Anna — fuhr er schmerzlich lächelnd

fort — wie können Sie mich anders lieben, als es jetzt der Fall ist; später vielleicht wird es anders sein. Ach, rief er freudig aus, die Hauptsache ist, daß Sie außer mir keinem andern so zugethan sind, ich kann deshalb ruhig sein, nicht wahr? Wo auch sollten Sie einen andern jungen Mann kennen gelernt haben?

— Herr Franz! sprach Anna im Tone des Vorwurfs und wendete sich schmollend halb zur Seite. Kann ich nun gehen?

— Noch einen Augenblick hören Sie mich an: jetzt, da ich weiß, woran ich bin, will ich Ihnen einen Plan mittheilen, den ich im Laufe dieses Sommers noch ausführen werde.

— Einen Plan? fragte das junge Mädchen verwundert.

— Ja, einen schönen Plan.

Franz stockte einen Augenblick, als ob ihm die Mittheilung dieses Planes wieder leid geworden wäre oder er sich dessen schämte.

— Nun, fragte Anna neugierig, indem sie sich wieder zu ihm wandte.

— Anna, begann endlich der Commis mit halber Stimme, als ob er fürchtete, von einer drit-

ten Person gehört zu werden — damit sie sich vor der Welt, und vorzüglich vor Ihren Freundinnen, Ihres Mannes nicht zu schämen brauchen, habe ich beschlossen, mich in allen den Wissenschaften auszubilden, die Sie in der Pensionsanstalt erlernt haben und mir bis jetzt fremd geblieben sind — zum Beispiel Geschichte, Zeichnen, Musik — es ist zwar ein wenig spät, aber Sie werden mich anfeuern und meine Studien leiten. Wollen Sie das?

— Gern, mein Freund, antwortet das junge Mädchen fast gerührt; nur fürchte ich, daß Sie Ihre Lehrerin in kurzer Zeit werden überflügelt haben, denn ich kenne Ihre Ausdauer und Ihren empfänglichen Geist. Doch, fügte sie sanft hinzu, nicht des Zweckes wegen, den Sie vorhin nannten, wollen wir uns beschäftigen, sondern der Unterhaltung und des Vergnügens wegen. Meine kleine Bibliothek steht Ihnen zu Gebote, so oft Sie es wünschen, hören Sie? so oft Sie es wünschen.

Die Fabrikuhr deutete durch zwei halbe Schläge an, daß eine halbe Stunde verflossen sei.

— Mein Gott, rief Anna überrascht, schon halb elf Uhr? Nun, kann ich jetzt gehen?

— Ach, Verzeihung, rief der glückliche Franz, daß ich Sie so lange mit meinem lästigen Geschwätz aufgehalten. Auf Wiedersehen, auf recht baldiges Wiedersehen!

Der Commis küßte die niedliche Hand der Jungfrau, dann ging er durch den Weg, den er gekommen war, in sein Comptoir zurück.

Anna verließ, wie es schien, sinnend das Haus, bestieg einen Fiacre, der auf dem Platze hielt, und fuhr in das Innere der Stadt.

3.

Der alte Wilibald saß wieder an seinem Arbeitstische; es schien jedoch, als ob heute die Arbeit nicht recht von statten gehen wollte. Bald sah er durch das geöffnete Fenster in den klaren Morgenhimmel hinaus, sann einige Minuten nach und änderte kopfschüttelnd das so eben Geschriebene, bald stand er ungeduldig auf, durchschritt langsam das kleine Dachstübchen und legte ein Stück Zeug oder ein bestaubtes Buch zur Seite, denn die

ärmliche Wohnung war nicht, wie gestern, gesäubert und geordnet, das elende Geräth lag und stand bunt durch einander, das Bett war, wie er es am frühen Morgen verlassen hatte, und Tisch und Stühle waren grau von Staub überzogen.

— Mein Gott, flüsterte der Greis, indem er sich umsah, wie sieht heute Morgen mein Zimmer aus! Wenn Frau Bertram, meine Nachbarin, fehlt, fehlt mir alles.

Dann begann er eifrig aufzuräumen und zu ordnen, säuberte mit einem Tuche, das er aus seinem grauen Rocke zog, seinen Tisch und das schmale Fensterbrett vom Staube und tränkte die Blumen aus einem irdenen Kruge mit frischem Wasser. Dann setzte er sich wieder zur Arbeit. Wohl eine Viertelstunde mogte er geschrieben haben, als er plötzlich die Feder niederlegte und sein greises Haupt in die hohle Hand stützte.

— Revolution, sprach er dumpf vor sich hin, Revolution! Ja, wenn alle das Wort recht verständen! Kein Staat kann bestehen, wenn zügellose Freiheit oder Gesetzlosigkeit an der Tagesordnung sind; die Leidenschaften der Menschen würden die Sicherheit der Personen und des Eigenthums

aufheben, und der Stärkere, wie im rohen Naturzustande, den Schwächern überall unterdrücken. Eine Nation würde in den Stand der Kriege mit sich selbst übergehen und zuletzt sich aufreiben. Dies macht den Stand der Bürger in der Revolution gefährlich, der Pöbel, von keinen Gesetzen in Schranken gehalten, äußert die Wirkungen seiner rohen Natur, wer ihm als Feind angegeben oder von ihm selbst dafür gehalten wird, dessen Kopf trägt er zuerst auf Piken durch die Straßen, bis er zuletzt das Herz der Schuldigen wie der verläumdeten Unschuldigen in Stücke zerreißt. Die zusammengerottete Pöbelmasse, von einem Bluthunde in Marat's Manier aufgehetzt oder von einem Tyrannen, wie Robespierre, geleitet, schreibt der Nation Gesetze vor, fordert die tugendhaftesten und edelsten Männer zum Schlachtopfer und nur revolutionaire Despotie vermag sie zu zügeln. Selten sind die Menschen sich in Grundsätzen gleich, noch seltener haben sie dieselben Vorstellungen oder gleiche Meinungen. Hierdurch werden gewöhnlich, selbst unter den Vernünftigsten, Factionen erzeugt, welche den Bösen den Sieg über die bessere Parthei, die unter sich uneinig ist, erleichtert und in

der Regel ist die Zahl der Guten kleiner, als jene der Schlechten. Ehe nun die Nation nicht alle Perioden der Erfahrung durchlaufen hat, ehe tritt sie nicht auf, Ordnung und Gesetz zu erhalten und die Bessern unter sich zu unterstützen; die Frevel einer revolutionairen Regierung müssen die Nation erst aus dem Schlafe wecken, denn den Pöbel ausgenommen, der nichts zu verlieren hat, ist die andere Hälfte der Nation träge, aus Besorgniß, den Pöbel zu reizen, oder aus Furcht sich selbst zu verderben. Revolutionen müssen auf Revolutionen folgen, eine die andere stürzen, bis sich zuletzt das Ganze zu einer konstitutiven Verfassung meliorirt, welche Revolutionen unmöglich macht. Eine revolutionaire Regierung ist eine Despotie, weil kein Gesetz sie beschränkt, weil alles dem Willen einer kleinen Anzahl von Männern untergeordnet ist. Und leider fehlt es keiner Nation an ehr= und herrschsüchtigen Menschen, welche die Gewalt, die ihnen das Zutrauen des empörten Volkes in die Hände giebt, mißbrauchen. Und wer kann uns bürgen, daß eine vernünftige Constitution, auf die Bedürfnisse der Nation berechnet, dem Unwesen des revolutionären Despotismus bald

ein Ende mache? Ich verstehe das Wort „Revolution,“ ich kenne die Schrecken derselben und sehe sie voraus; aber — ich kenne auch den Despotismus der Großen dieser Erde, ich kenne die Qualen einer vier und zwanzigjährigen Gefangenschaft, zu der mich die Willkühr niederträchtiger Minister verdammt, weil ich die Wahrheit geschrieben und pfäffische Gräuelthaten an das Licht gezogen habe. Mein ganzes Lebensglück hat die Hand eines Menschen zerstört, der mit frecher Willkühr das Ruder des Staates lenkte, weil er allein die Herzlosigkeit dazu besaß, weil er allein das Netz zu weben vermogte, das man um Millionen von Menschen spann, um sie in körperlicher und geistiger Knechtschaft schmachten zu lassen. Ich war einer der Kühnen, welche dieses Netz zerreißen wollten, und darum, weil ich der Regung meines Geistes folgte, ward ich eingekerkert und moralisch gemordet. Das Volk hat diesen Elenden zwar gerichtet, die Revolution des März hat Gutes geboren, jener ist schimpflich aus dem Vaterlande gejagt und mich hat die Großmuth des Landesvaters, die er ausübte, um das empörte Volk zu beruhigen, wieder in Freiheit gesetzt: aber

ein markloser, abgezehrter Greis stehe ich da, die Kraft meines Lebens liegt in dem Staatsgefängnisse begraben, nicht einmal soviel ist mir geblieben, daß ich die elende Maschine meines Körpers den kurzen Weg fortschleppen kann, den sie noch bis zum Grabe zu machen hat — ich muß von dem Mitleiden Anderer leben! O, hätte ich nie das Licht der Freiheit geschauet, hätte mich doch mein Kerker, der mir wenigstens Nahrung gewährte, ohne sie erbetteln zu müssen, begraben!

Der Greis sank mit dem Haupte auf den elenden Holztisch und lag mehrere Minuten, als ob er still weinte, da, dann aber erhob er sich wieder und rief:

— Nein, ich muß! Zwar ist die Hand abgehauen, die das nichtswürdige Netz webte, aber noch sind die Fäden desselben nicht zerrissen, noch giebt es der geschickten Schurken genug, die das Loch wieder ausbessern, das der erste Freiheitssturm hineingerissen. Ich will tausendmal lieber die jähen Schläge einer Revolution, als das langsam schleichende Gift einer sogenannten gesetzlichen Regierung. Die Nachwelt wird auf dem Ruin unserer Zeit, auf den Trümmern unseres Glückes,

auf den gehäuften Leiden erduldeten Despotismus, genannt Freiheit, eine glücklichere Periode wahrer Freiheit erbauen und dankbar die Früchte von dem Baume genießen, den ich jetzt will pflanzen helfen! Auf, Alter, kämpfe und räche dich!

Die Feder fuhr wieder über das Papier, die Zweifel, welche die Arbeit des Greises unterbrochen zu haben schienen, waren durch dieses Selbstgespräch beseitigt und sein Geist erstarkt und ermuthigt, denn es bildete sich Zeile um Zeile, so daß schon nach kurzer Zeit die Seite des grauen Papiers vollgeschrieben war. Als er das Blatt wenden wollte, ward leise an die Thür geklopft. Ohne zu antworten ergriff Vater Wilibald rasch sein Manuscript, legte es in den Kasten seines Tisches, verschloß denselben und steckte den Schlüssel in die Tasche; dann ging er zur Thür, schob einen kleinen Riegel zurück und öffnete.

— Guten Morgen, Herr Wilibald, sprach freundlich, aber nur halblaut, eine angenehme, weibliche Stimme.

— Ach, mein liebes Fräulein! rief überrascht der Greis; treten Sie doch gefälligst ein.

Der Greis öffnete so weit als möglich die kleine

Thür und Anna Hubertus, erhitzt von dem Steigen der finstern Treppen, trat mit hochrothen Wangen ein.

Die Verlegenheit des alten Mannes, daß er die schöne junge Dame in seinem ungeordneten Zimmer empfangen mußte, war in der That komisch. Mit großer Emsigkeit schob er alles bei Seite, was ihm nicht am rechten Orte zu stehen schien; doch stets brachte er dann den Gegenstand dahin, wo er am wenigsten an seinem Platze war — kurz, er mußte zuletzt selbst darüber lächeln und Anna's freundlicher Aufforderung, sich ruhig zu verhalten, genügen. Anna war indeß zum Fenster getreten, hatte den halbverwelkten Veilchenstrauß aus dem kleinen Becher entfernt und dafür die Rosen hineingesetzt, die sie am Morgen im Garten ihres Vaters gepflückt.

— O mein Gott, rief Herr Wilibald, wie Sie für mich alten Mann sorgen! Gleich einem lieblichen Engel, der dem Paradiese entstiegen, schmücken Sie den Aufenthalt der Armuth mit den Kindern des Frühlings! Ihre Blumen sind das einzige Zeichen, das mich an den köstlichen Mai erinnert, denn aus meinen Fenstern sehe ich nichts

als die grauen, verwitterten Dächer und den lieben freien Himmel, alles andere muß ich entbehren.

— Warum unternehmen Sie nicht einen Spaziergang? fragte Anna, indem sie sich auf einen Stuhl niederließ; die Luft ist heute warm und rein, sie wird Sie erquicken.

— Ausgehen? Ich? antwortete lächelnd der Greis — meine alten Füße würden mich nicht weit tragen, und dann bedenken Sie einmal die steilen, hohen Treppen! Ich werde diese Wohnung wohl dann erst verlassen, wenn man mich hinausträgt! So Gott will, liegt dieser Zeitpunkt nicht mehr fern.

— Beruhigen Sie sich, tröstete theilnehmend das junge Mädchen, die Zukunft wird sich besser gestalten, als Sie glauben.

— Ich hoffe nichts mehr von der Zukunft, mein liebes Kind, denn ein Greis in meinen Jahren hat keine Zukunft mehr. Und wollen Sie die kurze Frist, die ich noch zu leben habe, Zukunft nennen, so muß ich Ihnen offen bekennen, daß ich auch davon nichts erwarte, als körperliches und geistiges Elend. Ich habe mit der Welt abgeschlossen, weder Furcht noch Hoffnung finden

ein Plätzchen in meiner Brust. Die einzige Freude bereiten Sie mir durch Ihre menschenfreundlichen Besuche; doch auch diese ist nicht ungetrübt, denn wenn ich bedenke, mit wie viel Unannehmlichkeit und Ueberwindung Sie zu kämpfen haben — —

— Sprechen wir nicht davon, fuhr Anna rasch fort, wenn ich Sie heiter antreffe, ist mein Wunsch erfüllt.

— Gott lohne es Ihnen mit einer herrlichen, glücklichen Zukunft! rief Wilibald, indem er seine verschlungenen Hände gen Himmel richtete. Doch eine Frage erlauben Sie mir, mein liebes Fräulein: ich weiß bis jetzt nicht, welchen Namen ich in mein Gebet einschließen soll, wenn ich Abends und Morgens an meinen wohlthätigen Engel denke — o, nennen Sie mir Ihren Namen!

— Nennen Sie mich Anna, sprach erröthend das junge Mädchen, doch nicht nur Abends und Morgens, ich wünsche, daß Sie mich immer so nennen.

— Sie machen mich glücklich durch diese Erlaubniß, denn mein Herz hat sich schon daran gewöhnt, Sie als meine Tochter zu betrachten — [illegible]legen Sie mich doch wie einen Vater, darum

lassen Sie mich dankbar sein, und Sie wie eine Tochter lieben!

Der Erguß der Dankbarkeit des Greises hatte die arme Anna, die so gern eine solche Unterhaltung vermieden hätte, in die peinlichste Verlegenheit gesetzt. Vergebens sann sie auf einen andern Gegenstand, das Gespräch darauf hinzuleiten; sie konnte aber in ihrer Verwirrung keinen finden und mußte sich begnügen, ihr flammendes Gesicht mit dem Taschentuche zu verdecken. Der alte Wilibald hatte sich erschöpft auf dem Stuhle vor seinem Arbeitstische niedergelassen.

— Wie befindet sich Ihre arme kranke Nachbarin? rief plötzlich Anna, die froh war, einen andern Unterhaltungsgegenstand gefunden zu haben.

— Frau Bertram ist noch immer leidend, antwortete Wilibald, die Aufregung von gestern hat sie so erschüttert, daß sie das Zimmer noch nicht verlassen kann.

— Wer pflegt denn die arme Frau?

— Wer sie pflegt? Ihr Sohn, und in dessen Abwesenheit — ich!

— Sie, Herr Wilibald, der der Pflege selbst bedarf?

— Ich muß wohl, wenn Richard gezwungen ist, nach Arbeit auszugehen.

— Nehmen Sie — sprach Anna und legte eine kleine Börse auf den Tisch — hier sind Mittel einen Arzt zu schaffen.

— Anna, Anna! rief der Greis, Sie thun des Guten zu viel — erst gestern waren Sie so großmüthig und heute — —

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Richard, Frau Bertrams Sohn, trat ein; als er jedoch den Besuch erblickte, verbeugte er sich, wie es schien bestürzt, und wollte sich wieder entfernen.

— Bleiben Sie, Richard — sprach Wilibald indem er aufstand — daß ich Sie unserer gemeinschaftlichen Schützerin vorstelle, Sie kommen gerade zu rechter Zeit!

Anna winkte dem Greise; dieser aber, vom Gefühle der Dankbarkeit durchdrungen, merkte nicht darauf, ergriff die Hand Richards und sprach:

— Richard Bertram, ein Schriftsteller mit einem schönen Talente begabt. Leider liegt es unter der Last politischer Ereignisse jetzt begraben, ich hege indeß die feste Hoffnung, daß es sich bald eine schöne Geltung verschaffen wird.

— Mein Herr, antwortete Anna, ihre Fassung nur mit Mühe behauptend, als eine Verehrerin der Dichtkunst schätze ich mich glücklich, einen ihrer Jünger kennen zu lernen; erlauben Sie mir, daß ich die ausgesprochene Hoffnung des Herrn Wilibald Ihnen als meinen herzlichsten Wunsch zu erkennen gebe.

Richard vermogte nur „mein Fräulein" zu stammeln und sich tief, wie vor einer Königin, zu verbeugen. Sein Anzug war, obwohl ärmlich, dennoch sauber und ganz geeignet, die schlanke, kräftige Gestalt in einem vortheilhaften Lichte erscheinen zu lassen. Das feine weiße Gesicht des jungen Mannes war in diesem Augenblicke mit einer Purpurröthe übergossen, die von einer ungewöhnlichen Bewegung seines Innern zeugte, sein langes braunes Haar hing in natürlichen Locken auf die Schultern herab, und das große blaue Auge haftete wie angewurzelt auf dem Boden. Die Gegenwart des jungen Mädchens, das Richard zwar schon gesehen, aber nicht gesprochen hatte, schien ihn aussergewöhnlich zu berühren, denn er war seiner so wenig Herr, daß er die Regeln des Anstandes

und eine passende Antwort auf Anna's freundliche Anrede völlig vergaß.

Obgleich Anna nicht minder verwirrt bei dem Anblicke des jungen Mannes war, so hatte sie doch zu viel Tackt, um sich ganz von dem Eindrucke bemeistern zu lassen. Ein seltsames Gefühl, dessen Ursprung sie im ersten Augenblicke in dem Mitleiden suchte, das sie für den armen, jungen Mann empfand, hatte sich ihrer Brust bemächtigt, denn daß es mehr sei, konnte sie nicht glauben, da sie ihn erst einigemale flüchtig gesehen hatte. Anna's Mitleid war zu groß mit dem verlegenen Richard, als daß sie ihn länger in dieser peinlichen Lage lassen konnte; mit dem artigen Tone einer gebildeten Dame unterbrach sie die eingetretene Stille, noch ehe es Herr Wilibald vermogte, der schon Miene dazu machte.

— Mein Herr, sprach sie, in einigen Tagen ist der Geburtstag meines Vaters. Ich gedenke ihn dieses Jahr festlicher zu begehen, als sonst, da er seit kurzer Zeit von einer schweren Krankheit genesen: würden Sie mir wohl zu diesem Zwecke ein passendes Gedicht liefern?

— O wie gern! stammelte Richard und sein

Auge blickte ermuthigt empor; doch wie geblendet von dem Strahle einer mächtigen Sonne schlug er die Blicke wieder zu Boden, denn er hatte in Anna's liebliche Augen geschaut, die voll unaussprechlicher Milde und Empfindung auf ihn gerichtet waren. Auch das junge Mädchen, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, bebte zurück — weshalb? wußte sie sich nicht zu erklären, sie fühlte nur, daß ihr ganzes Gesicht wie Feuer brannte und daß ihr Blut heftiger in den Adern pulsirte, als sonst.

Auch diesmal trat die Zeit als Vermittlerin auf, die Uhr der nahen Pfarrkirche kündigte die Mittagsstunde an.

— Zwölf Uhr, lispelte sie, ich muß eilen! Kann ich mir vielleicht übermorgen das Gedicht von Herrn Wilibald holen oder abholen lassen?

— Es wird bereit sein, antwortete Richard, indem er sich tief verneigte.

— So leben Sie wohl, Herr Wilibald!

Anna reichte dem Greise die Hand, grüßte durch eine anmuthige Verbeugung den immer noch bestürzten Richard und verschwand wie eine Fee durch die kleine Thür. Als Wilibald wieder öff=

nete, um ihr das Geleit zu geben, hörte man ihren leichten Fußtritt auf den untern Stufen der Treppe.

— Wer ist die junge Dame? rief Richard, als der alte Mann in das Zimmer zurückkehrte. Verwundert über den Ton blickte dieser den hastig Fragenden an.

— Ich weiß es nicht, lieber Richard.

— Wie, Sie wissen es nicht?

— Nein, alles, was ich weiß, ist, daß sie Anna heißt.

— Wie kommt es aber, daß Sie öfter Besuche von ihr erhalten? Wenn ich nicht irre, sah ich sie auch gestern in Gesellschaft einer älteren Dame bei Ihnen?

— Sie haben sich nicht geirrt, mein junger Freund. Beide Damen beehrten mich schon während meiner Krankheit mit ihrem Besuche. Ich bin ihnen zu hohem Danke verpflichtet.

— Aber mein Gott, rief Richard ungeduldig und verwundert zugleich, wissen Sie denn nichts weiter, als den Namen derselben?

— Nur den Namen und daß sie ein Engel von Herzensgüte ist.

— Sie ist ein Engel in jeder Beziehung, rief Richard wie begeistert. Haben Sie die himmlisch schönen Züge gesehen?

— Ja, antwortete Wilibald.

— Die göttlichen Augen, in denen die Engelsseele des Mädchens lag?

— Ja.

— Und die schöne weiße Stirn, den Sitz der Unschuld und Tugend?

— Ja.

— Und das braune Lockenhaar, das wie Wellen das reizendste Gesicht der Erde umspielte?

— Richard, sprach lächelnd der Alte, dies alles haben Sie mit einem Blicke wahrgenommen? Denn, so viel ich weiß, haben Sie nicht mehr als einen Blick auf die Jungfrau gerichtet.

— Es ist wahr, antwortete Richard mit leuchtenden Augen, nur einen Blick, aber er traf das Ideal meiner Träume, meiner Dichtungen, ich sah das Madonnenköpfchen nicht zum erstenmale!

— Wie mir scheint, wird Ihnen das aufgetragene Geburtstagsgedicht gelingen, denn der erforderliche Grad von Inspiration ist vorhanden.

— Noch heute gehe ich an die Arbeit!

— O mein Gott, seufzte der Greis leise vor sich hin, indem er an das offene Fenster trat, auch ich war einst so glücklich, von einem Ideale begeistert zu sein; die feuchten Mauern des Kerkers verlöschten aber das Feuer des Jünglings, der geträumte Himmel ward durch die Wahrheit der Hölle zertrümmert und ich erwachte, um lebendig unter dem Elende der Erde begraben zu werden.

Richard saß wie träumend auf dem Stuhle, auf welchem Anna gesessen hatte, er schien alles um sich her vergessen zu haben und bemerkte darum den alten Wilibald nicht, der mit düstern Blicken in die Wolken hinausstarrte. Der junge Mann schwärmte in der Gegenwart, der Greis gedachte mit einem bittern Gefühle der Vergangenheit.

— Junger Freund, begann plötzlich Wilibald, als ob er seine Gedanken redend fortsetzte, steigen Sie herab aus Ihrem Himmel und kehren Sie zur Erde wieder, denn sie erschließt Ihnen eine hoffnungsreiche Zukunft. Der Alp, der die Geister drückte, ist verjagt und mit ihm die Finsterniß, die uns umfangen hielt, uns, die wir jetzt Greise

sind. Wir durften nur das zu hoffen wagen, was nicht außer dem Bereiche der Knechtschaft lag und die künstlich gestalteten Verhältnisse erlaubten; Ihnen aber ist das Geschick in die Hand gelegt, der Geist darf sich eine Bahn brechen und frei nach seinem Ideale ringen. Darum Muth, mein Freund, und gehören Sie der Erde an, die im ersten Morgenrothe der jungen Freiheit zittert. Der Träumer ist ein Verräther an sich selbst!

— Würdiger Freund, rief Richard, Sie haben recht! Meine Mutter, meine arme Mutter ward ein Opfer der Verhältnisse, ich will es nicht werden! Noch bin ich jung, noch ist Körper und Geist voll Kraft, sich diesen Verhältnissen entgegen zu stämmen, sie zu überwinden und eigene zu schaffen. Mein Muth und meine Ueberwindung sollen meine Mutter rächen!

— Ihre Hand, Richard, sprach zufrieden lächelnd Herr Wilibald; ich sehe, Sie haben mich verstanden!

— Zwar bin ich arm, fuhr der junge Ma fort und seine Augen wurden trübe, so arm, ich oft mit Entbehrungen zu kämpfen habe; Sie aber mich gelehrt, mich kennen zu lernen, fül

ich mich einen Crösus. Die Schätze, die mir der Himmel verliehen, kann mir niemand rauben, durch sie will ich das Alter meiner armen Mutter zu verschönern suchen!

— Brav, Richard, sprach der Greis, Sie sind ein guter, wackerer Sohn! Wie werden Sie das Gedicht fertigen? fügte er betonend hinzu.

— Als ob ich es für meinen eigenen Vater schriebe.

Der Himmel stärke Sie in Ihrem Vorsatze. Jetzt gehen Sie zu Ihrer Mutter!

Mit einem herzlichen Handschlage schieden die beiden Männer. Richard ging in das Zimmer seiner Mutter, die er zu seiner Freude außer dem Bette antraf, und der greise Wilibald, nachdem er seine Thür verschlossen, setzte sich wieder zu seiner Arbeit.

4.

In dem Hause des Herrn Hubertus herrschte bereits vollkommene Ruhe, der Haupteingang des Vordergebäudes war geschlossen und die große Laterne im Hofe ausgelöscht; nur in dem Comptoir des Erdgeschosses, dessen Fenster nach

dem Hofe hinausgingen, flimmerte noch ein Licht. Franz, der erste Commis und Geschäftsführer des Fabrikherrn, saß hier an seinem Pulte und arbeitete. Die großen Register und Rechnungsbücher waren bei Seite geschoben, statt ihrer hatte der junge Mann eine französische Grammatik vor sich, die seine ganze Aufmerksamkeit fesselte.

Die Stille, welche in dem großen gewölbten Zimmer herrschte, ward plötzlich durch das Eintreten eines alten Mannes unterbrochen: es war Kaleb, der alte bewährte Kassirer des Herrn Hubertus, der sich zur Ruhe begeben wollte und vorher, seiner Gewohnheit gemäß, noch einmal die Runde durch die Geschäftszimmer machte, um sich von dem ordentlichen Verschlusse der Fensterläden und Büreaux zu überzeugen. Erstaunt blieb der alte Diener an der Thür stehen, als er den fleissigen Arbeiter sah. Dieser schien den Eingetretenen nicht bemerkt zu haben, denn er wandte keinen Blick von seinem Buche ab und fuhr ruhig fort in seinem Studium.

— Wie, Herr Franz, sprach Kaleb näher tretend, es ist elf Uhr in der Nacht und Sie arbeiten noch?

Ei, ei, was haben Sie denn für eine wichtige Arbeit? Kann ich helfen?

— Sie sind es, antwortete lächelnd der junge Mann, indem er aufblickte und dem Fragenden die Hand reichte.

— Ich will nicht stören, fuhr der Greis fort, ich werde mich sogleich zur Ruhe begeben, denn morgen muß ich eine Stunde früher aufstehen, um die Vorbereitungen zu Herrn Hubertus Geburtstage zu treffen. Doch auch Sie sollten dies bedenken und Ihre Arbeit für heute schließen.

— Der Geburtstag des Herrn Hubertus ist es eben, lieber Kaleb, der mich noch wach erhält. Ich habe bis jetzt für Fräulein Anna gearbeitet, die ihren Vater morgen früh durch ein Gedicht überraschen will. Ich repetire nur noch einige Regeln der französischen Grammatik, dann gehe auch ich zu Bett.

— Ein Gedicht! rief eifrig der greise Kaleb und rieb sich dabei freudig die Hände — sind Sie auch Dichter? Ah, ich begreife — die Liebe hat Sie begeistert.

— Ach nein, antwortete Franz seufzend, ich bin ein höchst prosaischer Mensch, mein ganzes

Verdienst besteht darin, daß ich die Verse sauber abgeschrieben habe.

— So! Wer aber ist der Dichter?

— Ich weiß es nicht. Fräulein Anna bat mich, die Reinschrift zu besorgen, und Sie wissen — daß sie sich an den rechten Mann gewendet hat — fiel Kaleb rasch ein — denn Sie schreiben in der That eine prachtvolle Hand. Ja, ja, man sehe nur unsere Bücher an — eine wahre Musterarbeit, ich freue mich, so oft ich sie in die Hand nehme!

— Die schönen Buchstaben und Zahlen nützen aber nicht viel; ich wünschte nur, daß sie unser Geschäft förderten.

— Eine richtige und genaue Buchführung fördert stets das Geschäft!

— Aber nicht den Absatz der Waaren. Wissen Sie, wie die Einnahmen dieses Monats zu den Ausgaben stehen?

— Nun, fragte Kaleb mit befürchtender Miene.

— Wie eins zu drei! In einigen Tagen ist Monatsschluß, und immer laufen nur Briefe, aber keine Gelder ein. Dieser Umstand liegt mir wie ein Stein auf dem Herzen, ich wage nicht, ihn Herrn Hubertus, der kaum von einer schweren

Krankheit genesen, mitzutheilen, und doch bin ich dazu gezwungen, da ich der Kasse kein Geld überliefern kann.

— O mein Gott, rief Kaleb und der Zorn schwellte die Adern seiner Stirn, das sind nun die Folgen der Revolution, das sind die Früchte der errungenen Freiheit! Handel und Wandel stocken, kein Mensch will sein Geld hergeben, weil er fürchtet, es selbst gebrauchen zu müssen, einer traut dem andern nicht und die Kapitalisten vergraben ihr Geld, weil sie dem Frieden nicht trauen. Es ist ja ganz natürlich, daß der Geschäftsmann zu Grunde gehen muß, da der Credit fehlt. Ach, mein armer Herr, der wird von neuem krank, wenn er diese trostlose Nachricht erhält! Nein, lieber Franz, er darf sie noch nicht erfahren, wir müssen Rath schaffen, um vor der Hand die Ausgaben zu decken, vielleicht gehen im nächsten Monate die Gelder ein. Welch eine Schande für unsere Firma, wenn die Fabrikarbeiter den Lohn nicht vollständig erhielten! Es herrscht ohnehin ein eigener Geist seit der unglücklichen Märzrevolution unter diesen Menschen, der Lohn ist ihnen zu gering und die Arbeitszeit zu lang. Geht

das Ding noch einige Zeit so fort und die sogenannten Fortschritte werden nicht gehemmt, fordern die Arbeiter zuletzt doppelten Lohn, gehen nach Belieben ihren Vergnügungen nach und die Fabrik muß geschlossen werden.

— So weit wird es nun nicht kommen, meinte Franz; der Mangel wird die Leute, welche unsere Zeit nicht richtig auffassen, schon zur Arbeit wieder zurückführen.

— O, es wird noch weiter kommen! rief Kaleb, durch diesen Einwurf gereizt. Haben Sie den langen Natzi und den einäugigen Fritz, unsere besten Arbeiter, heute gesehen?

— Nein.

— Sie trugen eine weiße Binde am Arm, eine Muskete mit Bayonett auf der Schulter und einen Säbel mit messingenem Griff an der Seite. Statt um sieben Uhr, wo die Fabrik geschlossen wird, zu ihren Weibern und Kindern zu gehen, sind sie auf den Exercierplatz gegangen, um sich in den Waffen zu üben. Was soll denn daraus werden, wenn jeder Lump Waffen tragen darf? Wir kommen in die Zeiten des Faustrechts zurück, die Gesetze haben keine Gültigkeit mehr,

die rohe Kraft übt die Gewalt aus und der ehrliche Mann wird zu Tode geprügelt. Ja, mein junger Freund, dahin kommt es, wenn nicht bald eine Aenderung eintritt.

— Beruhigen Sie sich, sie wird eintreten, sprach Franz lächelnd über den entrüsteten Alten.

— Ja, sie wird eintreten, wiederholte er mit gedehnten Worten, aber wenn es zu spät ist! Die Regierung hat sich einschüchtern lassen, sie wagt jetzt schon nicht mehr energisch aufzutreten, sonst würde sie dieses Unwesen mit den Volksversammlungen nicht dulden, in welchen müßige, exaltirte Köpfe Reden halten und die dummen Arbeiter ebenfalls exaltiren, daß sie an ihre Brodherrn unverschämte Forderungen richten. Achten Sie einmal auf die Unterhaltungen unserer Leute in den Arbeitssälen: Demokratie, Demonstration, Proletariat und Volksbewaffnung — Worte, welche diese Menschen gar nicht kennen sollten — kommen in einer Minute zehn Mal über ihre Lippen. Und nun noch die Menge Flugschriften, die seit der Aufhebung der Censur erscheinen, um die Proletarier aufzuklären, das heißt, gegen die Regierung aufzuhetzen — nein, mein be-

ster Franz, es konnte nicht anders kommen, der Geschäftsmann muß zu Grunde gehen. Wäre ich Herr Hubertus, ich würde die Fabrik so lange schließen, bis das Gesetz seine volle Geltung wieder erlangt hätte und Treue und Glauben unter die Menschen zurückgekehrt wäre.

— Herr Kaleb, rief der junge Mann mit mahnender Stimme, das kann und wird Herr Hubertus nicht, denn er ist ein Ehrenmann, der mit seinen Arbeitern das Drückende der Zeit theilt und es ihnen tragen hilft.

— Herr Hubertus bleibt deshalb immer ein Ehrenmann, denn er hat schon so viel getheilt, mit den undankbaren Menschen, daß ihm selbst nichts mehr bleibt für seine alten Tage. Wir wollen doch einmal sehen, wer unserm Herrn hilft und mit ihm theilt — zum Beispiel jetzt, wo unsere Kassen leer sind?

— Brechen wir ab, lieber Kaleb, und lassen Sie uns von dem reden, was uns zunächst liegt. Wir müssen in drei Tagen viertausend Gulden schaffen, um den Lohn und einen Wechsel von tausend Gulden zu zahlen, der mit dem letzten dieses Monats einlaufen wird.

— O mein Gott, jammerte der Alte, ich habe nicht hundert Gulden mehr in meiner Kasse!

— Ich habe bereits an ein Auskunftsmittel gedacht, fuhr Franz in einem ruhigen Tone fort.

— Reden Sie, reden Sie!

— Sie wissen, daß mich Herr Hubertus auf die Dauer seiner Krankheit mit Vollmacht versehen hat, statt seiner das Geschäft zu leiten und Unterschriften zu vollziehen. Die Häuser, mit denen wir in Verbindung stehen, kennen diese Vollmacht und ich werde sie noch einmal benützen, um von dem Bankhause W. viertausend Gulden zu erheben und zwar von den zwanzigtausend Gulden, welche unser Herr vor acht Monaten dort deponirt hat. Ich hoffe, daß, wie mir Briefe melden, in einigen Wochen Gelder aus Sachsen eingehen, dann stelle ich die Summe zurück. Herr Hubertus selbst würde die Verlegenheit nicht anders beseitigen können, und da mir auf diese Weise ohne Aufsehen zum Ziele gelangen, so glaube ich — —

— Ganz recht, ganz recht, unterbrach Kaleb den Redenden, der Plan ist gut, ich kann ihn nur billigen. Sollte aus Sachsen auch keine

Zahlung erfolgen, so haben wir doch Zeit gewonnen, daß Herr Hubertus sich erst völlig erholen kann, und er hat nicht nöthig, sich früher der Leitnng des Geschäfts zu unterziehen. Ach, es steht recht schlecht mit uns!

— Nicht so schlecht, als Sie glauben, sprach Franz, denn wir haben nicht unbedeutende Summen so wohl von hiesigen, als von auswärtigen Kaufleuten zu fordern und Arbeitsmaterial für die Fabrik ist auch noch auf einige Zeit vorhanden; ist die Geldkrisis vorüber, sind wir aus aller Verlegenheit. Darum behalten Sie frohen Muth, mein alter Freund, und zeigen Sie morgen dem Herrn Hubertus ein freundliches Gesicht, Sie wissen, er hat es gern.

— Herr Franz, rief Kaleb, schon vor drei Jahren hat Ihre Thätigkeit und Umsicht eine Wunde geheilt, welche das Fallissement in L. unserm Geschäfte schlug — ich hoffe, daß Sie den Kampf mit der gegenwärtigen drückenden Lage auch glücklich bestehen werden. So lange Sie nicht fürchten, will ich meine Hoffnung auch behalten.

Nachdem Kaleb diese Worte gesprochen, trat

er an das mit grünem Tuche beschlagene Pult heran, neigte sich, als ob er ihm ein wichtiges Geheimniß zu sagen habe, dem Ohre des jungen Mannes zu und fuhr halblaut fort:

— Wissen Sie, Herr Franz, was ich thäte, wenn ich Herr Hubertus wäre?

— Sie würden doch nicht die Fabrik schließen? fragte Franz lächelnd.

— Nein; aber ich würde morgen Ihre Hochzeit mit Fräulein Anna feiern.

— Kaleb! rief Franz, indem er erröthend in seine Grammatik sah.

— Ja, Sie verdienen, daß Sie der Schwiegersohn des Herrn Hubertus und der Gatte seiner liebenswürdigen Tochter werden. Und ich bin der Erste, der Ihnen, aber auch Herrn Hubertus, zu dieser Heirath Glück wünscht. Nun schlafen Sie wohl, mein wackerer, junger Freund!

Der Kassirer reichte dem Buchhalter die Hand, dann verließ er, indem er sich noch einmal freundlich grüßend umsah, das Zimmer. Auch Franz schloß sein Buch als er allein war, stützte mit der Hand seinen Kopf und hing den Gedanken nach, welche des Greises Wunsch in ihm erweckt

hatte. So mogte wohl eine Viertelstunde verflossen sein, als die Comptoir-Uhr Mitternacht anzeigte. Franz erhob langsam sein Haupt, ergriff das tief herabgebrannte Licht, verschloß die Thür des Comptoirs und stieg die Treppe hinan, um sich auf sein Zimmer zu begeben, das im zweiten Stocke des Hauses lag. Langsam und leise schlich er über den Corridor des ersten Stockes, denn er wollte die Ruhe seines Herrn nicht stören, dessen Zimmer sich hier öffneten; den wahren Grund, daß niemand seine nächtlichen Studien gewahrte, wagte er sich selbst nicht zu gestehen, obgleich er ihn besonders leitete, — die Liebe hatte ihn ja erzeugt. Plötzlich blieb er stehen und lauschte, denn wie Klänge einer vom Lufthauche bewegten Aeolsharfe schlugen die Töne von Anna's Piano an sein Ohr.

— Sie ist noch wach! flüsterte der junge Mann, und noch leiser als zuvor setzte er mit klopfendem Herzen seinen Weg fort. Eine Minute später betrat er sein Zimmer.

Anna hatte sich heute früher, als sonst, in ihr Zimmer zurückgezogen; ohne sich deutlich bewußt zu sein, warum, sehnte sie sich nach Einsamkeit,

sie fühlte keine Neigung zur Unterhaltung. Um ihren Gedanken eine bestimmte Richtung zu geben, ergriff sie Matthisson's, ihres Lieblingsdichters, Gedichte und suchte sich in dessen Poesie zu versenken; aber wie Nebelgestalten schwankten die Buchstaben vor ihren Augen, sie las die Verse, ohne daß sich ein Begriff in ihr gestaltete. Unwillig mit sich selbst legte sie das Buch wieder bei Seite und sah durch das geöffnete Fenster in die prachtvolle Mainacht hinaus. Aber auch die Poesie des gestirnten Himmels, der rein und klar sich über der ruhigen Stadt ausspannte, vermogte heute keinen Eingang bei dem jungen Mädchen zu finden, das sonderbar verwandelte Herz desselben fand nirgends Befriedigung, es zeigte sich widerspenstig und eigensinnig, wie noch nie. Anna warf sich in die Ecke des Sopha's, legte ihr reizendes Köpfchen in das schwellende Kissen desselben und betrachtete gedankenlos das Spiel eines Nachtschmetterlings, der durch das offene Fenster Eingang gefunden und in stets engern Kreisen um das Licht flatterte. In dieser Situation traf sie eine Magd, welche, ein zusammengerolltes Papier in der Hand tragend, leise die Thür öffnete.

— Was bringst Du? fragte Anna, ohne ihre Stellung zu verändern.

— Ein Papier von Herrn Franz, war die Antwort der Magd.

— Gieb! rief das junge Mädchen eifrig, indem es rasch aufstand und die Papierrolle ergriff.

— Haben Sie noch einen Auftrag für mich, Fräulein?

— Für heute nicht; morgen früh jedoch möchte ich um fünf Uhr geweckt sein.

— Soll geschehen. Gute Nacht!

— Gute Nacht!

Als ob Anna sich fürchtete, das Papier zu öffnen, blieb sie einige Augenblicke unschlüssig in der Mitte des Zimmers stehen, ein leichtes Zittern hatte ihren ganzen Körper ergriffen und die Leere in dem widerspenstigen und eigensinnigen Herzchen von vorhin schien plötzlich ausgefüllt zu sein. Langsam trat sie endlich zu dem Tische, auf dem das Licht brannte, lös'te die Schleife des rothen Bändchens, das um das feine Velinpapier geschlungen war, und öffnete die Rolle. Doch kaum hatte sie den Blick auf die erste Zeile geworfen, als der Schmetterling, der sich an dem Lichte

beide Flügel verbrannt hatte, prasselnd auf den Tisch fiel. Erschreckt bebte sie zurück und das Papier entsank ihren Händen.

Der Sturz des unglücklichen Thieres hatte das arme Mädchen völlig außer Fassung gebracht, es bedurfte einiger Minuten, ehe die Erschreckte sich wieder erholte; dann ergriff sie abermals das Papier. Mit stets wachsender Aufmerksamkeit las sie nun die schön geschriebenen Zeilen und mehr als einmal rief sie aus: vortrefflich, wunderschön! Als sie vollendet, nahm sie ihren Platz in dem Sopha wieder ein. Jetzt starrte sie aber nicht gedankenlos in das Licht, sie hatte einen reichen Stoff zum Nachdenken. Unwillkührlich stellte sie Vergleiche an zwischen den beiden jungen Männern, welche an dem vor ihr liegenden Gedichte gearbeitet hatten. Leider fielen diese Vergleiche nicht zum Vortheile des Kopisten aus, so viel Kunst und Geschmack er in den Schriftzügen auch entwickelt hatte; der Dichter ward gekrönt, Anna's Herz ertheilte ihm den Preis. Es ist wahr, beide Männer waren jung und schön, den Character des einen kannte Anna, während sie den andern nur flüchtig gesehen und nichts als seine

Armuth und ein schönes Gedicht von ihm kennen gelernt hatte; aber gerade die Armuth an Glücksgütern und der Besitz des nicht gewöhnlichen poetischen Talentes waren es, die das Herz des zur romantischen Schwärmerei geneigten jungen Mädchens bestochen hatten.

Je öfter Anna das Gedicht las, je mehr poetische Schönheiten entdeckte sie darin, und wie nach und nach die schönen Buchstaben vor dem Geiste der Dichtung wichen, so trat auch Franz vor Richard zurück, der Dichter, der arme schöne Dichter mit seinem genialen Kopfe bildete allein den Gegenstand, mit dem die Gedanken des jungen Mädchens sich beschäftigten. Anna hatte sich in eine fremde Welt hineingeträumt, in eine Welt, die sie nie geahnt, nie gefühlt. Leise, als ob sie fürchtete ihren wachen Traum durch ein Geräusch zu unterbrechen, trat sie zu dem Piano und begann eine jener seltsamen Phantasien, die nur das Herz versteht. Einige Accorde, durch den Dämpfer des melodiösen Instrumentes zu einem zitternden Hauche gemäßigt, deuteten an, daß die Nacht herabsinkt; das Geräusch des Tages entschwindet nach und nach, Dunkelheit breitet sich über der Erde aus

und eine geheimnißvolle Ruhe, nur von dem Gemurmel eines Baches unterbrochen, umfängt das All. In dieser hehren Stille erhebt plötzlich ein unbekannter Vogel seinen wunderbar lieblichen Gesang — es ist die Nachtigal nicht, welche durch die Nacht flötet, es ist ein Vöglein, das in dem Herzen Anna's gleich einem Widerhall himmlischer Melodien singt und „Hoffnung und Liebe" flüstert und erweckt.

Mitternacht war längst vorüber, als die Natur ihren Zoll forderte und Müdigkeit die Jungfrau veranlaßte, ihr Bett zu suchen. Als ob der Geist, sobald er durch den Schlaf von dem Körper und von der Welt unabhängig gemacht, den im wachen Zustande begonnenen Traum wahrer und schöner fortsetzen wollte, befand sich Anna in einem reizenden, von duftenden Blumen und bunt gefiederten Vögeln angefüllten Garten, sobald sie die müden Augen geschlossen hatte. Aber seltsamer Weise war diesmal der Duft der Blumen eine Sprache, der Gesang der Vögel wohlklingende Worte, die sie vollkommen verstand und nicht etwa durch Anschauung, wie auf der Erde, sondern durch größte Vollkommenheit der Organisation, denn

ein hehres Gefühl sagte ihr, daß sie im Himmel war. Plötzlich, ohne daß sie ihn hatte nahen sehen, befand sich Anna an Richard's Arme; sie fühlte aber weder seinen Arm noch seinen Körper, nur der Sinn des Gesichts konnte ihn wahrnehmen. Mit unendlicher Zärtlichkeit richtete Richard seine Blicke auf sie, und Anna bemerkte, daß sie sich in seinen Augen wiedersehen konnte, wie in einem Spiegel. Ein Gefühl voll unbeschreiblicher Seligkeit durchbebte das ganze Wesen der Jungfrau, die Erde war versunken und das Paradies der Liebe hatte sich gestaltet. Ihre Blicke vermochten durch alle Baumgruppen, zwischen denen sie wandelte, zu dringen, sie sah jenseits derselben noch andere Bäume, noch andere Beete reizender Blumen — alle Gegenstände waren durchsichtig. Man hätte sagen können, daß der Garten nur immaterielle Wesen enthalte, denen, trotz der Durchsichtigkeit, ihre irdische Form geblieben war.

Plötzlich wieder war es dem jungen Mädchen, als ob eine verschleierte Frau, die den Gang der verstorbenen Mutter hatte, auf sie zukäme. Je näher die Frau kam, desto mehr ward Anna in ihrer Vermuthung gestärkt. Ein weißes Kleid, das

einen milden Glanz ausströmte, verhüllte die Erscheinung, die stets näher durch die Stämme der Bäume und Zweige der Gesträuche heranschwebte. Als sie so nahe war, daß Anna und Richard in dem Lichtkreise sich befanden, sah die Jungfrau dem Geliebten noch einmal in das Antlitz. Da las sie die Seele in den sanft leuchtenden Augen des schönen jungen Mannes, und eine Stimme erklang in ihrem Innern: er liebt Dich! Als sie die Blicke wieder auf die Erscheinung warf, erkannte sie durch die Falten des Schleiers die Züge der Mutter.

— Mutter, Mutter! rief Anna, und streckte die Arme nach dem Schatten aus.

Dieser erhob, als ob er das junge Paar segnete, die Hände, dann verschwand er. Anna sank in die Arme Richards zurück, der sich neben ihr auf ein Knie niedergelassen hatte. Einige Augenblicke hatte sie mit dem Haupte an Richards Brust geruhet, als plötzlich Alles verschwunden war: sie lag wachend in ihrem Bette. Durch die Vorhänge des Fensters strahlte der junge Morgen herein und an der Thür ließ sich ein leises Klo-

pfen vernehmen — es war die Magd, welche ihre junge Gebieterin weckte.

5.

Während der greise Wilibald in seinem Dachstübchen arbeitete, während durch Richards Pflege Frau Bertram nach und nach genaß, und während Anna ihre menschenfreundlichen Besuche, aber stets nur in Begleitung einer andern Dame des Vereins, fortsetzte, traten in den übrigen Ländern Europa's jene großen Ereignisse ein, welche das Jahr 1848 zu einem der denkwürdigsten der Geschichte erheben.

In dem Hause des Herrn Hubertus war der Geschäftsgang nicht unterbrochen worden, Franz und Kaleb, denen immer noch die Leitung des Geschäfts allein oblag, da der Fabrikherr nur langsam genaß, arbeiteten mit Umsicht und Ausdauer rüstig fort, und vermieden sorgfältig, daß der kranke Chef betrübende Nachrichten in Erfahrung brachte. So oft ein neuer Bericht von der Erhebung der Völker einlief, so oft hatte Franz die Ausbrüche von Kaleb's Zorn zu erdulden; der

junge Mann aber, der sich bei allen politischen Sachen stets indifferent verhielt, obgleich er als Kaufmann im Grunde der Seele nichts weniger als demokratisch gesinnt war, suchte stets den aufgebrachten Alten durch die Hoffnung auf den Sieg der Regierungen zu besänftigen, und so kam es, daß ein politischer Meinungsstreit unter den beiden Männern nie entstehen konnte. Wie hatte auch Franz Zeit, sich um Politik zu kümmern, seine Bücher, und vor allen Dingen seine Liebe, nahmen Geist und Herz vollkommen in Anspruch, ihm war es gleichviel, ob der Mann, der ihm den Schutz der Gesetze gegen Eingriffe in seine Rechte ertheilt, eine Krone oder eine Bürgermütze auf dem Haupte trage, er wollte die Sache, aber nicht die Form.

Anna, in deren Herzen die Liebe für den jungen Dichter immer mehr Wurzel faßte, sah den ihr bestimmten Bräutigam täglich nur einmal, und zwar bei Tische. Da sich das Gespräch größtentheils nur um Geschäftsangelegenheiten bewegte, und das junge Mädchen — wie wohl erklärlich — jede Berührung ihrer Herzensangelegenheit sorgfältig vermied, so hatte Franz selten Zeit, ein ver-

trautes Wort mit seiner Braut zu wechseln, und fügte es der Zufall, geschah es von Seiten des jungen Mädchens mit einer Vorsicht und Delicatesse, daß der arme Commis von einem Nebenbuhler keine Ahnung erhielt. So viel war indeß Anna klar geworden, daß Franz nicht der Mann ihres Herzens sei, und wenn sie sich auch die Liebe zu Richard, den sie nur einige Male flüchtig wieder gesehen — das Gedicht hatte die Magd von Wilibald abgeholt — nicht zu gestehen wagte, so drängte sich ihr doch immer unwillkührlich ein Vergleich zwischen den beiden jungen Männern auf, aus dem Richard stets als Sieger hervorging.

Mit Richard stand es anders, als mit Franz. Während der Commis ruhig in seinem Comptoir saß, betheiligte sich der Dichter mit Geist und Körper an den Freiheitsbestrebungen des Volkes. — Manches feurige Gedicht entfloß seiner Feder und ward durch den Druck veröffentlicht, und als der Aufruf zu allgemeiner Volksbewaffnung erging, säumte er nicht, sich in die Schaaren der akademischen Legion einreihen zu lassen. Mit Waffen und Uniform ward er von der Kasse der Legion versehen. Aber immer bot sich ihm noch keine Er=

werbsquelle dar, für sich und seine Mutter die nöthigen Subsistenzmittel zu erschwingen, er mußte nothgedrungen von seinem alten Nachbar annehmen, was dieser durch die Wohlthätigkeit Anna's ihm zu bieten vermochte. Obgleich mit einem drückenden Gefühle, ließ er dennoch die Angabe des wackern Greises gelten, eine befreundete Buchhandlung beschäftige ihn mit Arbeit, und er zweifelte um so weniger daran, als er ihn einige Male am Arbeitstische überrascht hatte.

Daß in ihrem Leben eine Veränderung eingetreten, fühlte Anna; sie wagte sich aber den Grund derselben nicht zu gestehen, obgleich sie ihn wußte. War es nun die Liebe zu dem Vater, dessen Plan sie nicht zerstören wollte, oder war es die Züchtigkeit der ersten Liebe, welche sich ihres Herzens bemächtigt hatte — Anna suchte stets ihre Gedanken auf einen andern Gegenstand zu richten, sobald der junge Dichter in ihrer Erinnerung auftauchte. Und dies geschah nicht selten, so daß das arme Mädchen oft die ganze Kraft der Selbstüberwindung anwenden mußte, das rebellische Herz zur Pflicht zurückzubringen. Der stete Kampf mit sich selbst raubte unserer

Anna alle Fröhlichkeit des Gemüths, sie war am liebsten in ihrem Zimmer allein, wo sie sich durch Musik und Lesen ihrer Lieblingsschriftsteller zu zerstreuen suchte. Es war aus dem Hause des Herrn Hubertus aller Frohsinn gewichen, der Hausherr hatte stets noch mit den Folgen seiner Krankheit zu kämpfen, Anna mit ihrem Herzen, Franz mit den sich täglich mehrenden Geschäftssorgen, und Kaleb mit seinem Unmuthe und Aerger über den Gang der politischen Ereignisse, die alle Geschäftsordnung auflösten.

Als Herr Hubertus sah, daß sein Gesundheitszustand ihn noch lange Zeit von den Geschäften fern halten würde, erhob er den Buchhalter Franz zu seinem Associé; er glaubte diesen Schritt nicht allein dem wackern jungen Mann selbst, sondern auch dem Gedeihen und Fortbestehen seines Geschäftes schuldig zu sein, da er das Mißliche desselben ahnte, obgleich er keine Einsicht von den Büchern genommen. Kaleb war außer sich vor Freude und gratulirte seinem neuen Herrn aus dem Grunde seines Herzens. Anna aber, welche in dieser Veränderung ihre Freiheit bedroht sah, stattete mit beklommenem Herzen ihren Glück-

wunsch ab, sie hatte Mühe, das, was in ihr vorging, zu verbergen.

— O mein Gott, rief sie aus, als sie allein war, Franz ist mir lieb und werth, ich begrüße ihn freudig als den Geschäftsfreund meines guten Vaters; aber ihn als Gatten lieben, mit der Uebergabe des Geschäfts ihm auch meine Hand übergeben — nein, nein, ich kann es nicht! Und doch muß ich, denn ich würde das Lebensglück meines Vaters zerstören, wenn ich seinen Plan zerstörte. O Mutter, wandeltest Du noch auf der Erde, ich könnte mein Herz Dir erschließen und mir Deinen Trost, Deinen Rath erbitten!

Weinend sank sie auf einen Sessel nieder und betete leise zu der Dahingeschiedenen. Da gedachte sie des Traumes jener Nacht, welche dem Geburtstage des Vaters voranging, Richard, sie zärtlich anblickend, die Mutter, ihre Hände segnend ausbreitend, standen vor ihr, sie wähnte sich wieder in dem duftenden Garten — kurz, sie fühlte sich glücklich, indem sie dem Spiele ihrer Phantasie folgte. Doch plötzlich erwachte das Pflichtgefühl der Tochter wieder, laut mahnend erhob es seine Stimme und zertrümmerte den geträumten Himmel.

— Nein, rief Anna, meine Kindespflicht bleibt mir heilig, ich unterwerfe mich dem Beschlusse des Vaters. Der arme Wilibald wird mir nicht zürnen, wenn ich aus der Ferne für ihn sorge, ich betrete nie jenes Haus wieder!

Eine brennende Röthe überzog plötzlich das Gesicht des jungen Mädchens, als sie diese Worte gesprochen, denn zum erstenmale hatte sie sich gestanden, daß Richard ihrem Herzen gefährlich sei; wollte sie doch die Möglichkeit seines Anblicks meiden, um der Gefahr zu entgehen.

Anna hielt Wort; an dem nächsten Tage, der zum Besuche des Greises bestimmt war, sandte sie durch die Magd, welche die strengste Verschwiegenheit geloben mußte, ein Briefchen dahin ab und fügte demselben die wöchentliche Unterstützungssumme bei. Durch eine leichte Krankheit entschuldigte sie ihr Ausbleiben. Der Brief war nur mit „Anna" unterzeichnet und die Magd hatte den gemessensten Befehl erhalten, so viel sie auch befragt werden sollte, weitere Auskunft nicht zu ertheilen. Aber ungeachtet dieser Vorsichtsmaßregeln sollte die arme Anna dennoch ihre Ruhe nicht bewahren, der Zufall, wenn wir es dem Schicksale nicht aufbür-

den wollen, vereitelte ihr großmüthiges Bemühen und raubte dem bedrängten Herzen das letzte Fünkchen Frieden, das es noch enthielt. Von einer Freundin zurückkehrend, begegnete Anna dem jungen Dichter in der Straße. Er trug die Uniform der akademischen Legion, seine Büchse auf der Schulter und den Hirschfänger an der Seite. Beide erkannten sich auf den ersten Blick. Richard, seiner Sinne kaum noch mächtig, grüßte mit militärischem Anstande und Anna dankte, als ob sie eine hohe Person mit einem Gruße beehrt hätte. So kurz dieser Augenblick des Wiedersehens auch gewesen war, hatte er dennoch über das Herz des jungen Mädchens entschieden, der schöne Soldat, der für die Rechte des Volkes sein Leben opfern wollte, beherrschte es bis in seine tiefsten Falten, Franz war völlig daraus vertrieben.

So verfloß der Sommer, das Laub der Bäume wurde gelb und bedeckte die Gänge in dem Garten des Herrn Hubertus, den Anna nur selten noch betrat. Mit dem Beginne der rauhen Jahreszeit verdüsterte sich auch der politische Horizont von neuem und es ballten sich die Wolken zusammen, aus deren Schooße jener furchtbare

Schlag fiel, der verhängnißvoll für ganz Europa wurde. Obgleich Franz sich fern von allem politischen Treiben hielt, so lehrte ihn dennoch das stete Sinken seines Geschäftes den Stand der Dinge kennen; die kleinen disponibeln Summen hatte der Sommer verschlungen und immer noch brachte der Herbst nicht, was die Erhaltung der Fabrik erforderte, ihm blieb für den Monat October nichts als der Rest des Kapitals, das Herr Hubertus dem Bankhause W. anvertraut hatte. Unter diesen Umständen konnte der junge Mann an eine Verbindung mit Anna nicht denken und selbst Herr Hubertus vermied diesen Gegenstand zu berühren, da er die nächste Zukunft ahnte.

Aber auch in die Dachwohnung des alten Willibald hatte ein neues Unglück seinen Einzug gehalten, der Greis sollte das Elend des Lebens nicht mehr sehen — er war völlig erblindet. Mit frommer Ergebung trug er zwar das furchtbare Schicksal, das ihn betroffen, die Heiterkeit seines Geistes schien aber entschwunden zu sein und mit ihr die letzte Kraft, welche das Alter dem Körper noch gelassen. Dieser Umstand vergrößerte die Sorgen des armen Richard um das Doppelte,

denn der Greis mußte wie ein Kind geführt und gepflegt werden, da mit jedem Tage auch seine Kräfte schwanden. Das Maaß des Unglücks voll zu machen, vergrößerte sich auch die Geisteskrankheit der Frau Bertram, und wenn sie auch einen ruhigen Charakter zeigte, so durfte sie Richard doch nur selten allein lassen, da der blinde Nachbar sie nicht mehr überwachen konnte. Der junge Mann war an sein Zimmer und an das Krankenbett des Greises gefesselt, die Händel der Welt blieben ihm seit dieser Zeit fremd und, wie die Folge zeigen wird, zu seinem Besten.

Es war an einem kalten Septembermorgen, als ein Mann in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung in das Zimmer des blinden Greises trat. Richard befand sich bei seiner Mutter und hatte von diesem Besuche nichts wahrgenommen. Der Kranke saß aufrecht in seinem Bette und schien den Gruß des leise Eintretenden als den eines Bekannten zu erwidern.

— Kann man uns hören? fragte mit halber Stimme der Fremde.

— Nein, antwortete der Kranke, in diesem Augenblicke sind wir ungestört, da mich mein jun-

ger Nachbar so eben verlassen hat und vielleicht in einer Viertelstunde erst zurückkehren wird.

Der Mann zog eine Broschüre aus seiner Brusttasche und reichte sie dem Kranken mit den Worten:

— Der Druck Ihres Werkes ist vollendet — hier ist es. In Tausenden von Exemplaren ist es bereits in die Provinzen gesandt und wird, wie wir hoffen, seinen Zweck nicht verfehlen.

— Auch ich hege diese Hoffnung, flüsterte Willibald, denn die Vorsehung scheint mein Unternehmen zu begünstigen, da sie mir bis zur Vollendung desselben das Licht meiner Augen gelassen hat. Nun will ich gern sterben, die Welt kennt meine Geheimnisse, ich nehme nichts mit in das Grab, als meinen Ueberdruß des Lebens und den Haß gegen den Mann, der unter dem Scheine der Volksbeglückung mein ganzes Glück zerstörte. Möge das kommende Geschlecht genießen, was wir unter Blut und Elend gesäet!

— Ihr Werk ist gediegen und umfassend, es wird seine Früchte tragen, antwortete der Fremde; doch was wird Ihnen für Ihre Arbeit? Unser

Verein läßt Sie noch einmal bitten, das Honorar zu bestimmen, und ich dächte — —

Mein Freund, sprach schmerzlich lächelnd der Greis, daß meine Gedanken, die vier und zwanzig Jahre im Gefängnisse mit mir begraben lagen, sich frei in das Volk ergießen und endlich das Ziel erreicht haben, das ich erstrebte, das ist mein schönster Lohn, ich begehre keinen andern!

— Aber Ihre Lage, Ihre Krankheit — —

— Sorgen Sie nicht, fuhr Wilibald fort, ich bedarf nur wenig, und dies Wenige wird mir als ein Almosen zugesendet. Ich fürchte nicht, daß der Geber ermüdet, denn wie lange noch werde ich seiner Menschenfreundlichkeit bedürfen? Sie wundern sich — ja, ja, ich besitze noch Stolz! Werke, wie diese — rief er aus, indem er das Buch emporhielt — kann nur das Bewußtsein, sie gefertigt zu haben, belohnen! — Wer ist der Präsident Ihres Vereins? fragte nach einer Pause der Kranke.

— Ich darf ihn Ihnen nennen, war die Antwort, obgleich wir bis jetzt Gründe hatten, unsere Thätigkeit nur heimlich auszuüben, denn wir betrachten Sie als unser Mitglied. Der Präsident ist der General von B.—.

— Wie, der General von B.—?

— Kein anderer — er ist ein aufrichtiger Volksfreund!

— Warum aber, fragte bedenklich der Greis, tritt er mit seinen Gesinnungen nicht offen an das Licht hervor?

— Dieser Augenblick wird durch Ihr Werk vorbereitet, entgegnete der Fremde, und glauben Sie mir, er ist nicht mehr fern.

— Gott gebe es! sprach Wilibald.

— Ich verlasse Sie, fuhr der Fremde fort, indem er die abgemagerte Hand des Kranken ergriff, um Sie nicht länger durch meine Unterhaltung anzustrengen; doch erlauben Sie mir, Ihnen diesen Ring zu hinterlassen. Sollten Sie in irgend einer Beziehung der Hülfe des Generals bedürfen, so senden Sie ihm dieses Zeichen, und Sie können der Erfüllung Ihrer Wünsche gewiß sein.

— Ich nehme den Ring, antwortete der Greis, doch nicht, um mich seiner zu dem angegebenen Zwecke zu bedienen, sondern als Angedenken an den Mann, mit dessen Hülfe ich

mein Büchlein der Welt übergeben habe. Aber eine Bitte könnten Sie mir noch erfüllen!

— Reden Sie! rief rasch der Unbekannte.

— Legen Sie den Ring und das Buch in den Kasten jenes Tisches; dann verschließen Sie ihn und reichen mir den Schlüssel.

Der Mann erfüllte den Wunsch des blinden Greises.

— Ich danke Ihnen, mein Herr, sprach dieser, indem er den Schlüssel empfing und ihn unter dem Kopfkissen seines Bettes verbarg. Ich möchte meinen jungen Nachbar, der mich pflegt, nicht gern zum Mitwisser eines Geheimnisses machen, das im ungünstigen Falle — den wir doch fürchten müssen — Unglück über alle Betheiligten herbeiführen kann. Weiß außer Ihnen noch Jemand, daß ich der Verfasser des Buches bin?

— Nur der Genosse Ihrer Gefangenschaft, dem der General die Mittheilung Ihres Manuscriptes verdankt. Für seine Verschwiegenheit glaube ich mich verbürgen zu können.

— Ich zweifle nicht einen Augenblick daran, denn ich kenne ihn.

— Leben Sie wohl, Herr Wilibald, und in

Bayerische

kurzer Zeit, so hoffe ich, werde ich Sie in einem freien Lande begrüßen!

— In dem Lande der ewigen Freiheit! murmelte der Greis, indem er erschöpft in sein Bett zurücksank.

Der fremde Mann hatte das Dachstübchen verlassen und schloß leise die Thür hinter sich. Nach einigen Minuten war der kranke Wilibald eingeschlummert.

Um dieselbe Zeit ward in Richard's Zimmer ein Brief abgegeben. Während der junge Mann ihn öffnete und las, trat seine Mutter aus dem Schlafgemache ein. Eine ungewöhnliche Heiterkeit sprach sich in dem Gesichte der armen Frau aus, aber eine Heiterkeit, die nicht aus dem Herzen kam, sondern durch eine fixe Idee des kranken Geistes erzeugt wurde.

— Guten Morgen, Richard, sprach sie freundlich und reichte dem über den Inhalt des Briefes Bestürzten die Hand. Was enthält dieser Brief? fragte sie nach einer Pause.

— Er enthält für die Wittwe Bertram und ihren Sohn die Weisung, die Dachwohnung zu

räumen, da seit sechs Monaten kein Miethzins bezahlt sei.

— Wie, rief die Mutter, und schlug ein schallendes Gelächter auf, daß dem Sohne das Herz erbebte, wie, man will uns aus dieser Wohnung vertreiben? Und warum? Das Zimmer gefällt mir, die Aussicht ist schön — ich möchte den sehen, der mich aus meinem Zimmer vertreiben wollte!

— O mein Gott, murmelte Richard, indem er voll Ingrimm den Brief zerdrückte, welcher Nachtheil kann dem reichen Hausbesitzer, der im Ueberflusse schwelgt, daraus erwachsen, daß er von uns armen Menschen die elende Summe noch nicht erhalten hat? Ein Paar Flaschen Champagner weniger, der Verlust wäre ausgeglichen, und wir armen Menschen hätten ein Obdach! Meine arme, arme Mutter!

— Richard, sprach plötzlich Frau Bertram, und wenn wir nun diese Wohnung verließen, wer würde für den blinden Greis sorgen? Schreibe noch in diesem Augenblicke dem Besitzer dieses Hauses, daß wir auf keinen Fall ausziehen würden. Hörst Du? Auf keinen Fall!

— Beruhigen Sie sich, liebe Mutter, wir haben noch vier Wochen Zeit, bis dahin, hoffe ich, werde ich diese Angelegenheit geordnet haben; wir bleiben in unserer Wohnung. Ich arbeite an einem Werke, über das ich mit einem Verleger bereits verhandelt habe, mir steht ein gutes Honorar in Aussicht; gönnen Sie mir nur Muße, daß ich arbeiten kann.

Schweigend küßte Frau Bertram ihren Sohn auf die Stirn, dann ging sie in das kleine Schlafgemach zurück. Richard setzte sich an den Tisch und ergriff die Feder. Doch schon nach einigen Minuten erschien die arme Frau wieder mit leuchtenden Augen und rief:

— Was arbeitest Du, Richard? Ein Gedicht oder eine Tragödie? Ich wollte, Du schriebst eine Oper! Ach, wie schön ist eine Oper, fuhr sie fort und die seltsam glänzenden Augen verriethen die Erinnerung, die in ihr aufstieg, ach, wie schön! Tausend Kerzen brennen in dem prachtvollen Saale, schöne Frauen, mit glänzenden Diamanten geschmückt, schwingen ihre bunten Fächer, elegante Herren setzen ihre goldenen Gläser an das Auge und blicken durch den blendenden Raum — jetzt

hebt sich der Vorhang, eine köstliche Musik durchdringt die Seele, liebliche Gesänge erschallen und reizende Tänze vollenden den Rausch der Sinne. Da flüstert eine Stimme in das trunkene Ohr: „Das ist die Welt, für die Du geboren bist, das ist der Kreis, dem Du angehören sollst! Warum willst Du Deine Jugend unter den Launen eines tyrannischen Mannes verseufzen? Du kannst die Palme der Schönheit erringen, kannst glücklich sein und die Freuden des Lebens genießen; sprich ein Wort, und Deine Leiden sind zu Ende!“ — Nein, nein, schrie plötzlich die arme Wahnsinnige in grellen Tönen, nein, reißt mich fort aus diesem Saale, löscht die Lichter aus, daß niemand meine Schande sieht! Richard, Richard, führe mich weit, weit hinweg!

— Mutter, Mutter, rief unter Thränen der junge Mann, indem er die Kranke auf einen Stuhl niederließ, beruhigen Sie sich, ich schreibe keine Oper. Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?

— Du schreibst keine Oper? fuhr Richards Mutter mit einem wahnwitzigen Lächeln empor — um so besser! Schreibe ein Trauerspiel, hörst

Du, ein Trauerspiel — ich werde Dir den Stoff dazu erzählen.

— Mutter —!

— Höre mich an: eine junge Frau, ein unglückliches Geschöpf — war ihres Verstandes beraubt — durch die nichtswürdigsten Mittel — durch List, Versprechungen, Betrug! Die Verblendete glaubte dem elenden Lügner, ihr schwaches Herz ward besiegt und erlag. Da tritt plötzlich ein Mann in das Zimmer — und wer ist dieser Mann? der Gatte des schändlichen Weibes, der Gatte, der den Nebenbuhler bei seiner entehrten Frau erblickt! — Die Degen blitzen, Schlag fällt auf Schlag — haltet ein, zu Hülfe! Mich ermordet, ich bin die Schuldige! — Es ist zu spät, die Vorsehung zieht ihre Hand von dem Unschuldigen zurück und schirmt den Schuldigen — er sinkt und mit dem strömenden Blute entflieht sein Leben!

— O, mein Gott, immer noch dieses verhängnißvolle Bild! schluchzte Richard, dem vor Schmerz das Herz zerspringen wollte. Hat die Arme noch nicht genug gebüßt? Mutter, Mutter —!

Mit starren Augen und bleich wie der Tod blickte die unglückliche Mutter zu Boden, ein con-

vulsivisches Zittern durchbebte ihren ganzen Körper und als ob sie einen Verwundeten erblickte, auf dessen letzten Seufzer sie aufmerksam lauschte, rief sie leise:

— Still, er öffnet noch einmal sein sterbendes Auge — er redet — hörst Du — das ist mein Urtheil — das Urtheil der Mörderin!

— Mutter, denken Sie nicht mehr daran, vergessen Sie diese verhängnißvolle Begebenheit!

— Wie, ich soll den Fluch vergessen, der mich hier auf der Erde unglücklich gemacht hat und mich auch noch über das Grab hinaus verfolgen wird? Rede nicht davon, mein Sohn, dieser Fluch kennt keine Grenzen, er ist ewig, wie die rächende Gottheit! Sieh, Du bist mein Sohn, auch Dich hat er getroffen — Du bist unschuldig, aber unglücklich, wie ich, die Schuldige!

— Machen Sie mich glücklich, meine Mutter, und nennen Sie mir den Namen jenes Mannes, der meinen Vater ermordet und, indem er Sie verließ, seiner Nichtswürdigkeit die Krone aufgesetzt hat. Nennen Sie mir den Namen, fuhr der junge Mann wuthknirschend fort, daß das Leben ein Interesse für mich hat! Den Namen dieses Nichts-

würdigen, ich räche meinen Vater und Sie! Den Namen, Mutter, den Namen!

— Den Namen —? sprach Frau Bertram, indem sie die Hand an die Stirn legte, als ob sie sich besinnen wollte. Den Namen — warte einen Augenblick, ich weiß ihn — dort steht er mit schwarzen Buchstaben — der Mörder Deines Vaters heißt Ferdinand von B. —!

Richard fuhr bei Nennung dieses Namens erschreckt zurück, denn er gehörte einer adeligen Familie an, die im ganzen Lande geachtet und geschätzt ward und bei Hofe in großem Ansehen stand.

— Ferdinand von B.—? fragte er noch einmal, als ob er seinen Ohren nicht traute. Mutter, sollte der Elende sich diesen Namen nicht beigelegt haben, um den seinigen zu verbergen? Der Name war falsch!

— Ich glaube es auch, mein Sohn, denn ich sah Ferdinand einst in einer glänzenden Karosse durch die Straßen fahren. Meiner Sinne beraubt durch diesen Anblick, werfe ich mich vor die Pferde — es entsteht ein großer Lärm — eine blutige Wolke verschleiert meine Blicke — ich fühle nichts

mehr. Als ich erwachte, befand ich mich in meiner Wohnung, und mein Kind, mein armes Kind, das ich umarmen wollte, war in dem Gedränge verschwunden — ich habe es nicht wiedergesehen!

Ein Thränenstrom entstürzte den Augen der Armen, als sie diese Worte gesprochen, laut schluchzend sank sie zur Erde nieder und lehnte ihren Kopf auf den harten Holzstuhl, der ihr zur Seite stand. Der junge Mann warf sich erschüttert über seine Mutter, hob sie langsam empor und legte ihr bleiches Haupt an seine Brust. Nach einigen Augenblicken machte sich auch Richards Schmerz durch Thränen Luft — er vermochte nicht zu trösten, er konnte nur weinen.

— O mein Bruder, mein armer Bruder! rief er aus und schloß die kranke Mutter fester an seine Brust. Es war das erste Mal, daß er diesen Namen nannte, das Mitleiden mit der Qual seiner Mutter hatte ihm unwillkührlich diese Worte entrissen; aber sie übten einen wohlthätigen Eindruck auf die arme Geisteskranke aus, denn kaum hatte sie dieselben vernommen, als sie sich mit einem freudigen Lächeln emporrichtete und mit weicher Stimme sprach:

— Mein Sohn, Du entziehst ihm den Brudernamen nicht, gedenkst seiner nicht mit Haß?

— Wie, ich sollte meinen Bruder hassen? rief dieser mit Leidenschaft. Trägt er die Schuld an den Verbrechen seines Vaters? Fließt nicht Ihr Blut in seinen Adern, hat uns beide nicht dieselbe Brust genährt? Ich würde ihn vielleicht weniger geliebt haben, wenn sein Vater ihn zu sich genommen und ihm eine glänzende Stellung in der Welt angewiesen hätte; aber sein Schicksal ist vielleicht noch trauriger, als das meinige — er ist mein Bruder durch das Unglück und durch die Bande des Bluts!

— Und ich konnte mich von ihm trennen, sprach Frau Bertram, den trüben Blick gen Himmel gerichtet — o mein Gott, verzeihe mir! Was wohl aus dem armen Kinde geworden ist? Allein, von aller Welt verlassen in dieser ungeheuren Stadt, ist es vielleicht ein Opfer der Kälte und des Hungers geworden, vielleicht hat es mich schon bei Gott verklagt!

— Muth, meine Mutter, Muth, der Himmel zürnt nicht ewig, die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft ruht fest in meiner Brust!

In diesem Augenblicke ließ sich Trommelwirbel und das laute Schreien „was giebt es?“ in der Straße vernehmen. Mutter und Sohn fuhren überrascht empor.

— Was bedeutet das? fragte die Frau, indem sie zum Fenster trat.

— Es wird Generalmarsch geschlagen, rief Richard, ein Zeichen, daß den Freiheiten des Volkes Gefahr drohet. Hören Sie, Mutter, jetzt schmettern auch die Hörner der akademischen Legion und rufen zu den Waffen. Die Reaction streckt von neuem ihren Arm aus, das Volk von der Höhe herabzuschleudern, auf die es sich durch Muth und Blut geschwungen; die Großen dieser Erde fürchten, daß es zu mächtig werde und ihnen völlig die Geißel entreiße, die sie seit Jahrhunderten tyrannisch geschwungen — ha, schmettert nicht zu laut, des Volkes Schlaf ist nicht fest, es schlummert nur, denn es kennt die Arglist seines Feindes!

Bei diesen Worten hatte der junge Mann sich eilig mit der Uniform bekleidet, das Seitengewehr um seinen schlanken Leib geschnallt und die Büchse von der Wand genommen. Doch plötzlich legte er die Waffe wieder aus der Hand, warf den Hut

mit der schwarzen Feder auf den Tisch und sah betrübt seine Mutter an, die sich wie ein Kind über den schmucken Soldaten freute.

— Nun, Richard, willst Du nicht gehen?

— Ich kann nicht, Mutter!

— Du kannst nicht? was hält Dich ab?

— Sie sind krank, meine Mutter, und ich sollte Sie allein lassen?

— Wer sagt Dir, daß ich krank bin? Nimm Deine Waffen und geh', wohin die Pflicht Dich ruft!

Ein leises Klopfen in dem Zimmer des blinden Nachbars unterbrach die eingetretene Pause und deutete Richard einen neuen Grund seines Bleibens an.

— Ich kann nicht, rief er schmerzlich aus, denn der kranke Greis, dessen einzige Stütze ich bin, würde ohne Pflege bleiben!

Geh', Richard, ich pflege den Kranken, rief die Mutter mit glühenden Augen, ich bleibe bei ihm bis Du wiederkehrst!

— Und wenn ich nun nicht wiederkehre? fragte der Sohn betonend.

— Wenn Du nicht wiederkehrst? wiederholte

leise Frau Bertram, als ob der Gedanke an die Möglichkeit dieses Falles sie der Sprache beraubte — Du hast recht, fügte sie hinzu, bleibe hier!

— Ich gehe zu unserm Nachbar, um zu sehen, was er verlangt; bleiben Sie ruhig, meine Mutter.

Als Richard die Thür öffnen wollte, um sich zu entfernen, erhob sich hastig Frau Bertram, ergriff die Hand ihres Sohnes und führte ihn in das Zimmer zurück.

— Mein Sohn, rief sie mit fester Stimme und festen Blicken, als ob sie plötzlich den vollen Gebrauch ihres Verstandes wiedererlangt hätte, mein Sohn, sagtest Du nicht, die Freiheit des Volkes sei in Gefahr, die Großen dieser Erde wollten von neuem ihre Geißel schwingen?

— Ich sagte es, antwortete Richard ruhig.

— Wohlan denn, Richard, wenn ihnen dies nun gelänge? Wer war es, der den Namen des Buben wissen wollte, der unser Unglück herbeigeführt — wer war es, der ihn wissen wollte, um den nichtswürdigen Frevel an ihm zu rächen? Nimm Deine Waffen und gehe, denn wie keiner

bist Du berufen, dem Uebermuthe der Großen entgegen zu treten, da einer aus ihrer Mitte Deinen Vater gemordet und das Glück Deiner Familie zertrümmert hat. So geh' denn und räche Deine Mutter!

Der junge Mann erbebte am ganzen Körper. Lauter und immer lauter wirbelten die Trommeln und schmetterten die Signalhörner durch die Straße, der Lärm der zusammenströmenden Menge und der zu ihren Sammelplätzen eilenden Wehrmänner ward mit jedem Augenblicke größer, alles rannte und schrie durcheinander. Aus dem Chaos von Stimmen drangen deutlich die Worte herauf:

— Es rücken Soldaten heran, um die akademische Legion aus der Aula zu vertreiben und zu entwaffnen!

— Mutter, rief Richard, als er diese Worte vernommen, Sie haben recht, ich muß fort! Gelingt den Feinden dieser Anschlag, sind wir verloren, man wird uns noch schwerere Fesseln schmieden, als wir bis jetzt getragen haben. Meine Büchse!

— Hier ist sie! rief zitternd Frau Bertram, und reichte sie dem Sohne.

— Leben Sie wohl, meine Mutter!

— Gott behüte Dich, mein Sohn!

Der junge Mann küßte seine Mutter auf die Stirn, verließ hastig das kleine Zimmer und eilte seinem Sammelplatze zu.

Nach einigen Minuten trat Frau Bertram an das Bett des kranken Greises.

6.

Verhängnißvoll stieg der 31. October über der Hauptstadt empor. Wie ein grauer Flor hielt der Nebel die Spitzen der Thürme und die Dächer der ungeheuren Häusermasse bedeckt, als ob er der Sonne wehren wollte, die Schreckensscenen zu beleuchten, welche die Revolution an diesem Tage gebar. Angst und Bestürzung war auf allen Gesichtern zu lesen und nur selten erblickte man in den Straßen bewaffnete Bürger, denn das Gerücht von dem Anrücken der Truppen, welche die Rechte der Krone in der nach Freiheit strebenden Stadt wieder erkämpfen und befestigen sollten, hatte sich mit Blitzesschnelle verbreitet. Schon um Mittag rückten die Regimenter unter lärmendem

Trommelschall in die Vorstadt ein, in welcher Richard mit seiner Mutter und dem kranken Wilibald wohnte, und nahmen ohne einen Schwerdtstreich davon Besitz. In der innern Stadt hatte man die Thore verbarrikadirt und dem Vorschreiten der Heeresmacht dadurch ein Ziel gesetzt; allein nach einer kurzen Kanonade fielen auch diese und der Würgeengel zog in die alte Cäsarenstadt ein, um mit unbarmherziger Hand sich seine Opfer zu holen.

Der Nachmittag fand Richard und seine Mutter an dem Krankenbette des blinden Greises, wo sie in banger Erwartung der Dinge harrten, die da kommen sollten. Wilibald, dem Richard den Sieg der Truppen mitgetheilt, nahm die Nachricht fast gleichgültig auf, er antwortete nur mit einem bittern Lächeln, dann verfiel er wieder in seinen gewöhnlichen Schlaf, der oft mehrere Stunden anhielt. Als ob die Vorsehung die Armuth unter ihren besondern Schutz genommen hätte, betrat kein feindlicher Fuß die kleine Dachwohnung, das Getöse aus der Straße und mitunter einige Gewehrschüsse war alles, was die Bewohner derselben vernahmen. Nicht aus Furcht, sondern um

alles zu vermeiden, was ihn von seiner Mutter und dem Kranken trennen konnte, hatte der junge Mann seine Waffen und die Uniform der Legion in einem geheimen Wandschranke verborgen, denn daß eine allgemeine Entwaffnung vorgenommen und vorzüglich streng gegen die Akademiker verfahren werden würde, stellte er nicht einen Augenblick in Zweifel.

Mit dem Einbruche der Nacht öffnete der junge Mann das Fenster. In der Straße herrschte eine Grabesstille, denn es wagte kein Mensch seine Schwelle zu übertreten, da der Generalfeldmarschall die Stadt in den Belagerungszustand erklärt hatte. Als er seinen Blick über die Dächer hinweg nach der innern Stadt wandte, gewahrte er eine dicke Rauchwolke, die ruhig wie ein Gewitterhimmel dalag. Plötzlich zertheilte sich diese Wolke und der ganze Horizont stand in lichten Flammen, so daß der entsetzte Beobachter in dem grausigen Lichte die hervorragenden Giebel der Häuser und die Spitzen der Kirchthürme wahrnehmen konnte, wie am Tage. Mit starren Augen blickte er in die Gluth hinein und eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich seiner, denn er gedachte Anna's, die

in jenem Theile der Stadt wohnte, welche dem Greuel und der Verwüstung des Krieges in diesem Augenblicke preisgegeben ward. Eine Sehnsucht nach der lieblichen Jungfrau, wie er sie bisher nicht gekannt, ward wach in dem Herzen des jungen Mannes, er vergaß seine Umgebung und folgte seinem Gedankenfluge nach dem Orte der Gefahr.

Bald sah er die Jungfrau hülfeflehend aus dem Fenster eines brennenden Hauses die Arme ausbreiten, er erkannte deutlich in dem Widerscheine der Feuersbrunst ihre schönen von Angst entstellten Züge, die Menge blickte mitleidig empor, aber niemand wagte Rettung zu bringen, da wilde Kriegerhaufen in dem Innern des Hauses plünderten und jeden, der sich nahen wollte, niedermetzelten, um sich der Beute allein zu bemächtigen; bald sah er, wie sie von einem wilden Soldaten mit braunem Gesicht, zerlumptem, rothem Mantel und blutbefleckten Händen bei den Haaren durch die Straße geschleppt wurde, er hörte ihren Schmerzensruf und das Hohngelächter ihres Mörders — seine Hand zuckte, er wollte den Unmenschen zu Boden schmettern — da weckte ihn das

Gestöhn des Kranken, der erwacht war, aus seinem Traume, er wandte sich um und fuhr mit der Hand über seine Augen, als ob er sich der Wirklichkeit versichern wollte. Anna's Bild war verschwunden, aber die Sehnsucht nach ihr war geblieben.

Am folgenden Morgen befand sich die ganze Stadt in den Händen der siegenden Armee, die Führer und auch großentheils die Theilnehmer des Aufstandes, wurden gefänglich eingezogen und nach kurzem Verhöre als Missethäter niedergeschossen. An Flucht konnte keiner dieser Unglücklichen denken, da die Stadt fast hermetisch von Kanonen und Bayonetten eingeschlossen war, sie fielen alle als ein Opfer des Kriegsgerichts, das mit unerbittlicher Strenge, selbst grausam, ausgeübt ward.

Schon drei Wochen hatte Wilibald keine Nachricht, mithin auch keine Unterstützung, von Anna erhalten und die gegenwärtige Lage der Dinge gab wenig Hoffnung, daß beides sobald erfolgen würde. Wie wir wissen, hatte der Greis seinem Pfleger nie die Quelle genannt, aus der ihm die bisher erhaltenen Subsistenzmittel geflossen, der junge Mann konnte daher auch die Besorgniß des

Kranken nicht theilen, daß der Familie des wohlthätigen Mädchens ein Unglück geschehen sei. Obgleich ihm diese Besorgniß schwer auf dem Herzen lag, verschloß er das kleine Geheimniß doch fest in seiner Brust, denn er wollte Richard das Gefühl der Scham ersparen, zumal, da ihm der Eindruck nicht entgangen war, den das junge Mädchen auf den armen Dichter ausgeübt hatte.

Es war am dritten Tage nach der Einnahme der Hauptstadt, als der Mangel unsern Richard zwang, seine Wohnung zu verlassen und für Nahrungsmittel zu sorgen. Den kranken Wilibald hatte er der Obhut der Mutter übergeben, deren Geisteskrankheit sich seit einiger Zeit nur in einer stillen Schwermuth äußerte. Er kannte die innige Freundschaft, mit der die arme Frau dem Greise zugethan war, und auf diese bauend, so wie von der Noth getrieben, hatte er sich zu diesem Schritte entschlossen. Mit dem letzten Geldstücke in der Tasche, das ungefähr den Werth eines Brodes hatte, trat der junge Mann in die Straße. Doch welch ein Anblick bot sich ihm dar! Mit jedem Schritte trat er auf ein Gewehr, einen Säbel oder ne militärische Kopfbedeckung, das ganze Stra-

ßenpflaster war wie mit Waffen besäet, welche die Wehrmänner, aus Furcht, zur Strafe gezogen zu werden, in der Nacht aus den Häusern geworfen hatten. Richard mußte einen Augenblick stehen bleiben, um ein Gefühl zu unterdrücken, das ihm fast die Brust zersprengte.

— O mein Gott, sprach er leise zu sich selbst, das also sind die Früchte einer Revolution, welche nur die der Menschheit angestammten Rechte erringen wollte! Das also waren die Männer, welche ihr Leben der Freiheit opfern wollten! Die Großen haben recht, diese Geschöpfe als Sclaven zu betrachten, denn sie sind nichts Besseres werth. Schmach über die Knechte!

Mit Thränen in den Augen setzte er seinen Weg fort.

Die Stadt hatte ein sonderbares Ansehen; die wenigen Vorübergehenden, die ihm begegneten, schienen nicht mehr ihren Geschäften, sondern ihren Leidenschaften nachzugehen. Statt jener sorglosen, gemüthlichen Phisiognomie, die der weltbekannte Hauptcharakter der Residenz war, sah er auf den Gesichtern der Leute nur Haß oder Verfolgungseifer. Bald traf er auf Gruppen, welche

sich an der Erzählung von der Gefangennahme eines begeisterten Freiheitskämpfers ergötzten; bald auf andere, die vorübergehenden Polizeispionen oder wildaussehenden Militairpatrouillen laut ihre Freude über den errungenen Sieg zuriefen; er traf selbst Menschen, welche sich nicht entblödeten, armen Gefangenen, die man schändlich geknebelt zum Richtplatze führte, Hohn und Verwünschungen nachzurufen. Richard kannte seine Umgebung nicht mehr, er wähnte sich in die Zeit des Mittelalters zurückversetzt, in ein Land, das europäische Sitten nie gekannt hat. Mit Entsetzen und Grausen aber erfüllte ihn der Anblick eines jungen Mannes, den eine Horde Soldaten in rothen Mänteln und mit Säcken erbeuteter Sachen auf dem Rücken, über einen Platz schleppten und mit Kolbenschlägen und Bayonettstichen bei jedem Schritte, den er nicht mehr gehen konnte, so zurichteten, daß er endlich leblos auf der Straße liegen blieb.

Einen Fluch ausstoßend, zogen die Soldaten weiter. Mitleidig trat Richard dem Unglücklichen näher und beugte sich zu ihm hinab, um zu sehen, ob Rettung noch möglich sei; aber entsetzt bebte er zurück, als er in das brechende Auge eines al-

ten Universitätsfreundes sah. Richard, stöhnte der Sterbende, indem er beide Hände auf die von Bayonetten durchbohrte Brust drückte, und verschied. Noch stand Richard da und starrte mit hohlen, trockenen Augen auf die Leiche des ermordeten Freundes, als ein Wagen über den Platz fuhr, der von Soldaten und scheußlich aussehenden Arbeitern geführt ward. Halt! riefen die Soldaten und der Wagen hielt in Richards Nähe an. Wie Raben auf ein Aas stürzten einige von den Männern über den Leichnam, entblößten ihn von seinen blutigen Kleidern, steckten diese in Säcke, die sie auf dem Rücken trugen, und warfen die nackte Leiche auf den Wagen. Vorwärts! riefen die heisern Kehlen, und der Wagen, Blutspuren hinterlassend, rasselte weiter, neue Opfer aufzusuchen und in Empfang zu nehmen. Fast selbst eine Leiche vor Entsetzen und Jammer, blickte der junge Mann auf die von Freundesblut gerötheten Steine, ihm war, als ob die ganze Natur um Rache schreien müsse über diesen Frevel, aber vor Entsetzen verstumme, wie er selbst. Mechanisch setzte er endlich seinen Weg fort, trat in der nächsten Straße in einen Bäckerladen und kaufte für sein

letztes Geldstück ein Brod; dann eilte er, seine Wohnung wieder zu erreichen. Indem er um eine Straßenecke bog, stieß er auf eine Gruppe Menschen, welche neugierig einen großen Anschlagzettel lasen. Unwillkührlich blieb er einen Augenblick stehen und richtete seine Blicke auf das Papier, das Folgendes enthielt:

„Eine Belohnung von dreitausend Dukaten „wird dem zugesichert, welcher dem General-„Commando den Verfasser der Schmähschrift „die Jesuiten-Krone" dergestalt zur Anzeige „bringt, daß er zur Rechenschaft gezogen wer-„den kann. Wer im Stande ist, dem Va-„terlande diesen Dienst zu erweisen, kann sich „außer der Belohnung auch der Verschwei-„gung seines Namens für gewiß halten."

— Dreitausend Dukaten! sprach Richard leise vor sich hin, indem er weiter ging. Dreitausend Dukaten werden hier einem Verräther angeboten, während ich seit Jahren nicht im Stande war, durch den angestrengtesten Fleiß so viel zu erwerben, daß ich meine arme Mutter vor Mangel schützen konnte. Elendes, schmachvolles Leben, du machst mich irre an der Vorsehung!

Als er in das Dachstübchen trat, fand er seine Mutter darin vor. Sie war sorglos beschäftigt, schon längst verdorrte Blumen mit Wasser zu begießen und die zusammengetrockneten Blätter derselben unter leisem Gesange sorgfältig zu entfalten. Dieser Anblick brachte den armen jungen Mann wieder zur Wirklichkeit zurück, der Schmerz über den traurigen Geisteszustand seiner Mutter zerstörte die Rinde, welche der Lebensüberdruß um sein Herz gebildet, mit inniger Theilnahme sah er der Beschäftigung der Kranken einen Augenblick zu.

— Mutter, sprach er mit Thränen in den Augen, hier ist Brod!

— Brod? rief schnell Frau Bertram, indem sie vom Fenster zurücktrat und sich mit kindischer Freude an den kleinen zerbrechlichen Tisch setzte — Brod? Das ist schön, mein Sohn, denn mich hungert. Komm, wir wollen unsere Mahlzeit halten; wenn Herr Wilibald erwacht, werde ich ihm auch ein Stück von diesem schönen Brode bringen, der arme Mann hat schon seit einigen Tagen nichts gegessen, er hat nur Wasser getrunken. Komm, Richard, und iß!

Mit den letzten Worten hatte sie ein Stück abgeschnitten, dann begann sie mit großem Appetite zu essen. Richard hatte Mühe, seine Thränen zu verbergen.

— Soll ich meine Mutter beklagen oder ihr Glück wünschen, murmelte er vor sich hin; sie lebt in ihrer eigenen Welt, unbekümmert um die Leiden dieser Erde; ein Stück Brod genügt, sie glücklich zu machen. O ewiges Räthsel, ob dich der Tod zu lösen vermag? Großer Gott, zerstöre das Glück meiner Mutter nicht, gieb ihr nimmer den Verstand wieder, denn die Erkenntniß dieses Lebens ist der Vorgeschmack der ewigen Verdammniß! Ja, es ist eine Verdammniß, Verstand zu besitzen, denn er sagt mir, daß ich vielleicht morgen nicht im Stande bin, das Glück dieser Armen zu erhalten und ihr ein Stück Brod zu verschaffen, wenn ich nicht betteln will. O wie ohnmächtig, wie elend bin ich mit meinem Verstande!

In dumpfer Verzweiflung starrte Richard vor sich hin. Plötzlich, als ob ein Entschluß in ihm entstanden wäre, sprang er auf, setzte sich

an seinen Schreibtisch, ergriff die Feder und begann einen Brief zu schreiben.

Ein leises Klopfen im Nebenzimmer ließ sich vernehmen. Es war das Zeichen, daß der Kranke ein Begehren habe.

— Du willst arbeiten, sprach Frau Bertram; gut, so gehe ich zu unserm Kranken, um ihm seine Mahlzeit zu bringen, denn er ist erwacht. Auf Wiedersehen, mein Sohn!

Die Mutter hatte das Zimmer verlassen. Richard war allein.

„Herr Director!" schrieb er, meine Mutter ist krank und durch den Druck der Zeit von allem entblößt, was der Armen einige Linderung verschaffen könnte. Elend und Verzweiflung bringt der nächste Tag, wenn Sie der Kranken ein Plätzchen in dem Hospitale verweigern, das unter Ihrer Leitung der leidenden Menschheit stets ein schützendes Asyl bietet. Im Namen Gottes bitte ich Sie, erbarmen Sie sich meiner Mutter, geben Sie ihr die Segnungen, welche die allgemeine Wohlthätigkeit in Ihre Hand gelegt, und der Segen des Himmels wird Sie dafür lohnen. Richard Bertram. R.straße Nr. 10. im vierten Stock.

Richard faltete und siegelte den Brief, dann schrieb er die Adresse, steckte ihn zu sich und trat auf den Vorsaal.

— Mutter, rief er leise durch die halbgeöffnete Thür in das Krankenstübchen, ich gehe aus; in einer Viertelstunde kehre ich zurück. Achten Sie wohl auf den Kranken!

Dann eilte er zu dem in einer benachbarten Straße liegenden Hospitale, gab in dem Büreau desselben seinen Brief ab und trat den Rückweg an. Als er über den Platz schritt, den er am Morgen schon einmal betreten hatte, fuhr ein Wagen, von einer starken Reiterabtheilung umgeben, an ihm vorüber. Wie gewöhnlich, liefen die Menschen zusammen und gafften dem Zuge nach.

— Was ist das? hörte man von allen Seiten fragen. Das muß entweder ein sehr vornehmer oder ein sehr großer Verbrecher sein.

Das ist der General B.., antwortete ein gut gekleideter Mann, und auf seinem Gesichte sprach sich eine hohe Schadenfreude aus. Er hat schon lange im Geheimen der Krone entgegengearbeitet, indem er unter seinen Soldaten den genannten demokratischen Geist zu verbreiten

suchte und die Unglücklichen dahin brachte, daß sie ihrem Eide untreu wurden und in den Reihen des aufrührerischen Volkes die Stadt gegen das Militair vertheidigten. Schade, daß man so viel Umstände mit dem Verräther macht und ihn nicht gleich an dem ersten besten Baume aufhängt oder niederschießt, wie die Schufte von Soldaten. Nur Geduld, fügte der gut gekleidete und gut genährte Mann hinzu, es wird schon noch besser kommen!

— Wer ist dieser Mann? fragte Richard einen neben ihm Stehenden.

— Der Mann ist eigentlich nichts, war die Antwort; aber wenn Sie einen Menschen, der durch unerhörte Schwindeleien und Prellereien sich zehn bis zwölf Häuser in der R. straße zu verschaffen wußte, für etwas wollen gelten lassen, so ist er der Hausbesitzer S. —

— Also mein Hausherr, murmelte der junge Mann. Es war die höchste Zeit, daß ich an ein anderes Obdach für meine Mutter dachte, denn dieser Freund gesetzlicher Ordnung wird uns sicher mit Hülfe der Gesetze auf die Straße werfen lassen; es wäre vielleicht schon längst geschehen, wenn

man die alte gute Ordnung früher wieder eingeführt hätte.

Traurig kehrte Richard in seine Wohnung zurück, denn alles, was er gehört und gesehen, trug dazu bei, seinen Lebensüberdruß zu vermehren. Die Nacht verbrachte er am Krankenbette des blinden Greises, dessen Zustand mit jeder Stunde bedenklicher wurde. Wilibald klagte nicht, es sprach sich sogar eine ruhige Heiterkeit in seinen Zügen aus, welche eher eine baldige Genesung als den Tod vermuthen ließ.

Mit dem Beginne des Morgens erwachte der Kranke aus einem unruhigen Schlummer. Als er Richards Anwesenheit im Zimmer bemerkte, fragte er, was er noch nie gethan, um Nachrichten von dem Stande der Dinge in der Stadt. Der junge Mann berichtete, was er wußte. Schweigend und mit geschlossenen Augen hörte Wilibald auf die Erzählung, die, obgleich sie alles mit lebhaften Farben schilderte, dennoch keinen Eindruck auf den Hörer hervorzubringen vermogte. Als Richard aber von der Belohnung sprach, die man dem Denuncianten des Verfassers des Libell's zusicherte, und von der Gefangennahme des Gene-

rals B., hob er leise die verschlungenen Hände empor, als ob er einen Augenblick betete, dann verfiel er wieder in seine Lethargie zurück.

Um Mittag, als Frau Bertram bei dem Kranken war, erhielt Richard, der sich in seinem Zimmer befand, durch einen Boten einen Brief. Er war von dem Direktor des Hospitals und enthielt folgendes:

„Mein Herr! Es thut mir leid, Ihrem Wunsche für jetzt nicht genügen zu können. Fünf Stellen habe ich nur zu vergeben und mehr als fünfzig Gesuche sind eingegangen. Meine Wahl würde eben so gut auf Ihre Mutter fallen, als auf irgend einen andern; da es aber noch unglücklichere Personen giebt, und sie einen Sohn hat, der arbeiten und ihr Unterstützung gewähren kann, halte ich es für Pflicht, die Hülfsbedürftigsten vorzuziehen. Dem Sohne steht die Mutter näher, als dem Hospitale."

— O Himmel, rief Richard erbleichend, als er den Brief gelesen, also ich bin der Stein des Anstoßes, der meine arme Mutter hindert, die Schwelle des Hospitals zu überschreiten! Wohlan, Herr Hospitaldirector, Sie haben dem Sohne

den Weg bezeichnet, den er zu wandeln hat, er wird die Mutter Ihnen so nahe bringen, daß Sie die Arme nicht mehr zurückstoßen können! Es ist lächerlich, fuhr er bitter fort, meine Mutter gilt hier für reich, der Aufnahme in das Asyl der Armuth nicht für fähig, weil sie einen Sohn hat, der selbst dem Hunger preisgegeben ist — Mutter, mein Dasein soll Dir das Leben nicht verbittern, denn es ist auch mir schon längst zur Last!

Der junge Mann trat zu seinem Schreibtische und begann seine Papiere zu ordnen. Nachdem er mehrere zerrissen, fiel ihm plötzlich ein Blatt in die Hände, das er lange und, wie es schien, bewegt betrachtete.

— An Anna, rief er endlich aus. Ein toller, aber ein schöner Traum, ein süßer Wahnsinn, der mich oft die Welt vergessen ließ, der mich oft an das erinnerte, was ich jetzt meiner Mutter schuldig bin. Ich gebe dem Schöpfer das Leben zurück, das ich so lange als eine Wohlthat betrachtete, als es mir und Andern nicht zur Last wurde; ich gebe es zurück, denn ich erliege der schweren Prüfung! Lebe wohl, Anna,

und wenn der Zufall Dir die Kunde von meinem Tode bringt, beklage mich nicht, denn ich habe aufgehört zu leiden, ich bin dann in jener Welt, wo kein Unterschied der Stände die Neigung des Herzens erstickt, wo das große, erhabene Ziel erreicht ist, wonach hier die Menschen umsonst streben! Und Du, meine Mutter, fuhr er wehmüthig fort, wirst zwar keinen Sohn mehr haben, aber die gerechtesten Ansprüche auf die Wohlthätigkeit der Menschen. Arme, schwer geprüfte Frau, lebe wohl!

Richards Augen füllten sich mit Thränen; er wollte sie zurückhalten, aber unaufhaltsam rollten sie über seine bleichen Wangen. Schluchzend bedeckte er das Gesicht mit beiden Händen und ließ den Kopf auf den Tisch herabsinken. In dieser Stellung hatte er wohl eine halbe Stunde verbracht, als er sich plötzlich erhob, die Feder ergriff und zu schreiben begann. Nachdem er vollendet, legte er das Papier zusammen und steckte es zu sich. Dann ergriff er seinen Hut und verließ das Zimmer. Leise trat er in das Krankenstübchen, das von dem letzten Strahle der scheidenden Sonne nur noch matt erhellt war. Der Greis lag schlum-

mernd in seinem Bette und Richards Mutter, ebenfalls eingeschlafen, saß auf dem kleinen Holzstuhle, der an der Seite des Krankenlagers stand.

Wie festgebannt blieb der junge Bertram bei diesem Anblicke an der Thürschwelle stehen, ein namenloses Gefühl zerriß ihm die Brust, er konnte kaum verhindern, daß er in lautes Weinen ausbrach. Noch einmal streckte er die Hände aus, als ob er beide umarmen wollte, dann zog er sich leise zurück, verschloß die Thür und eilte aus dem Hause.

Die Vesperglocken tönten durch den klaren Abend, als er die Straße betrat.

7.

Die Arbeiter in der Fabrik des Herrn Hubertus hatten schon seit einer Stunde ihr Tagewerk vollendet und die Ruhe des Abends, die durch den drückenden Belagerungszustand der Stadt vermehrt wurde, beherrschte die Räume des ganzen Hauses, als Kaleb hastig in das Comptoir trat, in welchem Franz noch arbeitete. Es war der erste Tag, an welchem die regelmäßige Postverbin-

dung mit der Hauptstadt wieder hergestellt war, der junge Mann hatte eine nicht unbedeutende Anzahl eingegangener Briefe zu beantworten, um sie am nächsten Morgen zur Post zu befördern.

— Ach, Herr Franz, rief zitternd und bleich der alte Mann, wir sind verloren, wenn sich das Gerücht bestätigt, das mir so eben ein Freund mittheilte, der unsere Verbindung mit dem Bankhause W. kennt. Er ist ausdrücklich hierher geeilt, damit wir noch Schritte thun können, unser Eigenthum zu retten!

— Was ist es? rief Franz, indem er erschreckt die Feder sinken ließ; reden Sie, lieber Kaleb!

Der Greis war auf einen Stuhl gesunken, um sich von dem Schrecken und von dem raschen Gange zu erholen.

— Was für ein Gerücht ist Ihnen zu Ohren gekommen? fragte Franz dringend, als Kaleb immer noch da saß, und beide Hände auf die Brust legte, als ob ihm völlig der Athem ausgegangen sei.

— Daß das Bankhaus W.., stammelte der Alte, vielleicht morgen schon falliren würde.

Der Associé des Herrn Hubertus stand einen

Augenblick wie vom Blitze getroffen da, seine Hände hingen schlaff am Körper nieder und Todtenblässe bedeckte das Gesicht, denn die Wahrheit dieses Gerüchtes war eine Lebensfrage für das Geschäft desselben, da er, wie wir wissen, das letzte Kapital in jenem Bankhause deponirt hatte.

— Kaleb, stammelte er nach einer Pause, was Sie gehört, ist doch nur noch Gerücht, nicht wahr? Hat Ihr Freund die Quelle angegeben, aus der er geschöpft?

— Wie er mir sagte, sei in der ganzen Stadt die Rede davon, viele wollten das Fallissement schon als ganz gewiß betrachten.

— Nein, rief Franz, ich kann es nicht glauben, Herr W.., ist nicht nur ein reicher, sondern auch ein redlicher Mann, der sich des allgemeinen Vertrauens und der Achtung aller zu erfreuen hat. Es ist Verläumdung, niedrige, imfame Verläumdung!

— Herr Franz, sprach Kaleb, indem er aufstand, die neue Zeit hat mich so mit Mißtrauen gegen alle Welt erfüllt, daß ich auch der Redlichkeit des Herrn W.. nicht mehr traue. Wenn meine Bitten etwas über Sie vermögen, so eilen

Sie diesen Abend noch zu dem Banquier und kündigen oder erheben die Summe, die er von uns in Händen hat. Das Gerücht mag sich bestätigen oder falsch sein, ich halte dafür, daß das Geld in unserer eigenen Kasse besser aufgehoben ist, als dort. Eilen Sie, mein junger Freund, eilen Sie und lassen Sie den Rath eines alten Geschäftsmannes nicht an Ihren Ohren unbeachtet vorbeigehen!

— Mein Gott, sprach Franz verwirrt; ich weiß nicht, was ich dem Manne sagen soll — —

— Sagen Sie ihm rund heraus, was Sie gehört haben und fordern Sie Ihr Geld zurück. Und wenn Sie weiter nichts erlangen, so erhalten Sie Gewißheit und können dadurch dem Herrn Hubertus und Fräulein Anna einen großen Schrecken ersparen. Bedenken Sie nur, es ist unser letztes Kapital! Wer weiß, ob die Wendung der Dinge sobald einen merklichen Vortheil für uns herbeiführt. Ich beschwöre Sie, Herr Franz, setzen Sie alle Delicatesse bei Seite und gehen Sie zu dem Banquier, ehe es zu spät wird.

— Ich will gehen, sprach der junge Mann

nach einigem Zaudern, damit ich mir später keine Vorwürfe zu machen habe. Wie spät ist es?

Kaleb sah nach der Comptoiruhr.

— Sieben Uhr vorüber, antwortete er; bis acht Uhr hat unser Mann sein Comptoir geöffnet, darum eilen Sie, es ist die höchste Zeit.

Der junge Mann eilte auf sein Zimmer, um sich anzukleiden. Nach zehn Minuten verließ er das Haus.

— Ich erwarte Ihre Ankunft in dem Comptoir, rief Kaleb ihm nach; ziehen Sie nur die Glocke, im Fall das Haus geschlossen ist, und ich öffne.

Der alte Kassirer lauschte noch einige Augenblicke auf die sich in der Ferne verlierenden Schritte seines Freundes, dann kehrte er mit dem Seufzer „Gott gebe, daß er gute Nachrichten bringt!" in das Comptoir zurück, und beschäftigte sich mit dem Ordnen der Bücher und Register, die auf den Pulten umherlagen.

Franz fand keinen Wagen auf dem Platze, deshalb setzte er seinen Weg zu Fuße fort. Jemehr er über den Zweck seines Ganges nachdachte, je gegründeter fand er Kalebs Besorgniß, und je-

mehr bei dieser Erkenntniß seine Angst wuchs, jemehr beeilte er seine Schritte. Nur mit seiner Angst beschäftigt, flog er durch die menschenleeren Straßen, er bemerkte kaum die starken Militairpatrouillen, welche schallenden Schrittes an ihm vorbeigingen. Plötzlich weckte ihn das Rauschen eines Flusses aus seinem Nachsinnen, er stand an der Brücke, die er nur noch zu überschreiten hatte, um zu der Wohnung des Banquiers zu gelangen.

Die Glocke der nahen Kirche schlug halb acht Uhr.

— Noch eine halbe Stunde! flüsterte Franz vor sich hin und setzte hastig seinen Weg fort. Nach fünf Minuten hatte er die Brücke überschritten und das Haus des Herrn W.. lag vor ihm. Doch Erstaunen hemmte plötzlich seinen Fuß, als er die Mitte des Platzes vor der Brücke erreicht hatte, denn die Wohnung Desjenigen, den das Gerücht als insolvent bezeichnete, war festlich beleuchtet und eine lustige Ballmusik, die in diesem Augenblicke anhob, scholl lieblich über den weiten menschenleeren Platz.

— Ist es möglich, rief leise der junge Mann, der Banquier giebt ein glänzendes Fest, während

die Stadt unter dem Drucke der Revolution seufzt? Noch vor wenig Tagen wimmerten an dieser Brücke Verwundete und Sterbende, noch sind die Steine von Bürgerblut geröthet, und dort tanzt man und giebt sich den Freuden des Mahles hin? Umgaukelt mich ein Traum, oder hat die Angst mich mit Wahnsinn geschlagen?

Franz hatte sich nicht getäuscht, der Banquier gab einen Ball. Langsam näherte er sich dem Hause, in welchem die Freude ihre leichten Fittiche schwang, er wußte nicht, was er beginnen sollte. Während er unschlüssig dastand, blickte er zu den mit prachtvollen Vorhängen verzierten Fenstern des ersten Stockes empor: da sah er elegante Herren und Damen im raschen Tanze nach dem Takte der rauschenden Musik vorüberschweben, andere lehnten sich auf die Fensterbrüstung, sahen lächelnd den schön geputzten Paaren nach oder unterhielten sich in freundlichem Gespräche, wobei sie von Dienern in Galla-Livree mit Erfrischungen bedient wurden. Kurz, alles athmete Freude und Frohsinn, während der Boden von den Donnerschlägen der Revolution noch zitterte. Des jungen Mannes Herz bebte

bei diesem Anblicke, die Töne der Musik, aller Menschlichkeit Hohn sprechend, durchschnitten ihm schmerzlich die Seele, ihm war, als ob er das Hohngelächter der Hölle vernähme.

— Nein, rief er aus, ein Mensch, der das Herz hat, im Angesichte des Todes einen Ball zu geben, ist auch zu andern Dingen fähig. Ich muß Gewißheit haben, es koste, was es wolle!

Bebend vor Entrüstung, schritt Franz der hohen Eingangsthür zu und zog die Glocke. Ein Portier in glänzender Livree, ein breites Band über der Achsel, einen silberbetreßten Hut auf dem bärtigen Kopfe und einen großen Stab in der Hand, öffnete.

— Kann ich den Herrn vom Hause sprechen? fragte der junge Mann mit bebender Stimme.

Wie eine Säule stand der Bärtige in der Thür und sah einen Augenblick mit verachtendem Befremden auf den Fragenden, dann machte er Miene, sich ohne Antwort zurückzuziehen und die Thür wieder zu schließen.

— Halt! rief der gereizte Franz, indem er sich zwischen den Cerberus und die Thür drängte, ich

habe in dringenden Geschäftsangelegenheiten mit dem Banquier zu reden.

— Zurück! donnerte der Portier, die Geschäftszeit ist vorüber, kommen Sie morgen wieder!

Ohne ein Wort zu entgegnen, schob Franz mit kräftiger Hand die Thür zurück, warf den steifen, geputzten Knecht bei Seite und eilte die breite Treppe hinan zu dem ihm wohlbekannten Comptoir. Indem er, sich seiner Sinne kaum bewußt, zornbebend den Corridor durchschritt, öffnete sich die Flügelthür des Saales und der Banquier, im schwarzen Ballanzuge, das rothe Bändchen eines Ordens im Knopfloche, trat heraus, um den herbeieilenden Bedienten Befehle zu ertheilen. Das Benehmen des Portiers, der ihn verhindern wollte, sich von der Sicherheit seines Eigenthums zu überzeugen, und das zum Hohne des Elends veranstaltete Fest hatten den jungen Mann so erbittert, daß er, ohne sich zu besinnen, dem Manne des Geldes entgegentrat.

— Mein Herr, sprach er, nachdem er seinen Hut gezogen, der Drang der Umstände mag mich entschuldigen, wenn ich Sie den Freuden des Fe-

stes auf einige Minuten entziehe und um eine kurze Unterredung bitte.

Obgleich diese Worte in einem fast heftigen Tone gesprochen waren, veränderten sich die freundlichen Züge des Banquiers nicht einen Augenblick; mit dem feinen, artigen Benehmen eines Mannes von Welt wandte er sich zu dem unerwarteten Besuche und fragte:

— Mit wem habe ich die Ehre —?

— Mein Name ist Franz Witt; ich bin der Associé des Herrn Hubertus, dessen Firma Ihnen bekannt sein wird.

— Eine jener Firmen, die der Kaufmann mit Achtung nennt — ich stehe zu Diensten! Licht in mein Cabinet, rief er einem Bedienten zu.

Der Bediente mit einem Armleuchter schritt voran, Franz und der Banquier folgten. Als sie an der Thür vorübergingen, an welcher Franz sonst ein Schild mit der Aufschrift „Kasse" bemerkt hatte, schlug ein lauter Toast an sein Ohr. Er sah zur Seite, das Schild war verschwunden, statt dessen hörte er in dem Kassenzimmer lautes Lachen und Klingen der Gläser. Ein kalter Schauder durchrieselte seine Glieder, ihm war, als ob

von seinem Gelde, das er vor einem Jahre vertrauensvoll in diesem Zimmer abgeliefert hatte, der Wein zu den Toasten bezahlt sei.

An der letzten Thür des Corridors blieb der Diener stehen. Der Banquier zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete. Nachdem der Bediente das Licht auf einen Tisch gesetzt und die beiden Männer eingetreten waren, entfernte er sich wieder.

— Wir sind allein, begann mit großer Freündlichkeit der Herr vom Hause und deutete mit seiner von kostbaren Ringen strotzenden Hand auf einen Sessel.

— Mein Herr, sprach Franz in einem festen Tone, es hat sich in der Stadt das Gerücht verbreitet, Sie würden morgen Ihre Zahlungen einstellen. Wir haben sechszehntausend Gulden in Ihrem Hause stehen, für Sie eine geringe Summe, aber für einfache Fabrikanten ein Gegenstand, dessen Verlust den Ruin herbeiführen würde. —

— Ist es möglich! rief Herr W.. mit derselben Ruhe und Freundlichkeit, die er bisher gezeigt. Ich hätte nicht geglaubt, daß der Pöbel bis zu dieser Verläumdung seine Kühnheit aus-

dehnen würde! Wundern Sie sich nicht darüber, mein lieber Freund, fuhr der Banquier lächelnd fort, indem er die Hand des jungen Mannes ergriff, wir Kaufleute, die wir durch Fleiß und Thätigkeit uns den Genuß des Lebens verschafft haben, sind dem lungernden Pöbel schon lange ein Dorn im Auge, er hätte gern mit uns getheilt, was wir sauer erworben. Da er durch offene Revolution seinen Zweck nicht erreichen kann, wendet er jetzt Verläumdung und List an, uns zu schaden; aber glauben Sie mir, auch dies gelingt ihm nicht, die Welt hat zu gut erkannt, daß nur ein schmutziger Communismus die Fackel der Empörung entzündet, und nicht der Drang nach Freiheit. Kein Mensch ist ein Sclave, der die Gesetze, und seien sie noch so streng, nicht zu fürchten hat. Wo die Gesetze keine Geltung mehr haben, wie es der Wunsch des armen verblendeten Volkes war, blühet kein Glück und Segen. Und darum feiere ich durch das heutige Fest den Sieg der Gesetze über die Anarchie, ich gebe der guten Sache zu erkennen, daß ich ihr angehöre und daß ich gesonnen bin, in Zukunft für sie zu wirken. In meinem Saale vereinigt die Freude den Kaufmann

mit dem Soldaten und wie sie heute dort, werden sie auch immer vereint sein, wenn es gilt, die Rechte unsers Landesherrn, unter dessen Schutze wir stehen, aufrecht zu erhalten.

— Mein Herr, stammelte Franz in großer Verlegenheit, wenn das Gerücht — —

— Sehen Sie mich an, unterbrach der Soldatenfreund mit einem unbeschreiblich süßen Lächeln — wenn wir es nicht einfältig nennen wollen, da er so klug gesprochen hat — den jungen Mann, der mit seinem geraden, schlichten Charakter nicht wußte, was er in diesem Augenblicke für ein Gesicht machen sollte — sehen Sie mich an und sagen Sie mir, ob ich einem ruinirten Banquier gleiche? Giebt man heute ein Fest, wenn man morgen seine Zahlungen einstellen will? Sie sind wegen Ihres Kapitals in Sorge — wären meine Comptoirs nicht geräumt und zu Ballsälen umgeschaffen, würde ich es Ihnen in diesem Augenblicke zurückgeben; darum haben Sie die Güte, mich morgen, zu welcher Stunde Sie wollen, wieder zu besuchen, und die Gelder stehen zu Ihrer Disposition.

Die letzten Worte begleitete eine höchst galante

Verbeugung des Banquiers, die Franz stumm erwiderte. Der Associé des Herrn Hubertus war dergestalt aus der Fassung gerathen, daß er kein Wort der Entschuldigung finden konnte. Die sorglose Miene des Herrn W.. und sein freundliches Benehmen hatte das Mißtrauen desselben völlig verscheucht, und wenn ihn die ruhige Würde des verkannten Mannes nicht abgehalten, so wäre er in seiner Freude, das Kapital in Sicherheit zu wissen, ihm an den Hals, und als Beweis der Hochachtung ihm zu Füßen gefallen. So aber ließ er es bei der Verbeugung bewenden und trat, den Hut mit beiden Händen zusammendrückend, auf den Corridor hinaus. Als ob ihm eine Centnerlast von der Brust genommen sei, flog er leicht wie ein Reh die breite, hell erleuchtete Treppe hinab, die plötzliche Verwandlung seiner Angst in Freude war so allgemein, daß er den Groll gegen den Portier vergaß, und ihm ein Geldstück für das Oeffnen der Thür in den Bart warf.

Als Franz auf den Platz trat, blickte er noch einmal an dem Hause des Banquiers empor. Die Gruppen an den Fenstern hatten sich verändert,

Officiere mit glänzenden Epaulette's, schön gestickten Kragen und großen, sorgsam gepflegten Schnurbärten waren jetzt sichtbar, sie standen in den Fenstervertiefungen und unterhielten sich freundlich mit Personen in eleganten Civilkleidern. Dann ergriffen sie die Gläser und stießen an. Auf was sie aber anstießen, konnte Franz nicht verstehen. Die Worte des Banquiers hatten die Stimmung des jungen Mannes so umgewandelt, daß er mit Interesse dem Schauspiele an den Fenstern zusah; er erblickte nicht mehr jene Ironie auf die obwaltenden Verhältnisse darin, die ihn vor einer Viertelstunde so erbittert hatte; er fand die freundschaftliche Annäherung der beiden Stände sogar rührend und hielt sie für ein erfreuliches Zeichen für die Zukunft. Froh bewegt trat er den Rückweg an und der Gedanke, dem alten Kaleb eine freudige Botschaft zu bringen und sein Geschäft außer Gefahr zu wissen, trieb ihn zur Eile an.

Wir kehren jetzt an das jenseitige Ufer des Flusses zurück, um zu berichten, was sich während Franz's Besuche bei dem Banquier dort zugetragen.

In demselben Augenblicke, als der Associé des

Herrn Hubertus mit seiner Herzensangst die Brücke überschritt und die Glocke der nahen Pfarrkirche halb acht Uhr schlug, trat die Gestalt eines Mannes aus dem Schatten der Häuser hervor und bewegte sich langsam, als ob sie von einem langen Gange erschöpft oder krank sei, dem Ufer zu.

— Wer da? rief plötzlich der Führer einer Polizeipatrouille, welche die Straße entlang der Brücke zuschritt.

— Was kümmerts Euch, wer ich bin? antwortete die Gestalt und wollte weiter.

— Wie, rief dieselbe Stimme wieder, was es uns kümmert? Warte ein wenig und es wird Dir klar werden!

Mit diesen Worten packten zwei Mann den impertinenten Menschen, der es wagte, der Polizei seinen Namen zu verweigern, bei den Armen und führten ihn in den Lichtkreis, den die Flamme einer am Eingange der Brücke befindlichen Laterne bildete. Ruhig ließ sich der Verdächtige diese Polizeiexpedition gefallen. Der Führer trat jetzt heran und sah ihm mit schlauen Augen in das Gesicht.

— Oho, rief er aus, Dein Gesicht verkündet nichts Gutes! Bist Du ein Dieb?

Der Aufgegriffene sah den verfänglich fragenden Polizeimann vom Kopf bis zu den Zehen prüfend an, dann antwortete er in einem ruhigen Tone:

— Nein; und Sie?

— Spaßvogel! Du siehst aus, als ob Du vom Galgen geschnitten wärest, und ich bin der Mann, der Sorge tragen kann, daß Dir Dein Platz wieder angewiesen wird.

— Ich muß gestehen, antwortete bitter der Arrestant, daß Sie der menschlichen Gesellschaft ein sehr nützliches Mitglied sind. Mit welchem Rechte aber können Sie es wagen, mich auf der Straße anzuhalten und zwar in einer Zeit, die allen Bürgern Schutz des Eigenthums und der Person garantirt? Haben Sie das Recht dazu?

— Ja, mein Bester, man hat das Recht dazu. Wirst Du mir nicht im Augenblicke bekennen, wer Du bist, so lasse ich Dir die Hände auf den Rücken binden und Dich in das Polizeigefängniß führen!

— Verzeihung, mein Herr, rief der Bedro-

hete mit Ironie, Verzeihung, wenn ich Ihre Würde nicht sogleich ahnen konnte. Ich bin gewissermaßen Ihr College, nur mit dem Unterschiede, daß Sie Beobachtungen im Interesse der Regierung anstellen, und ich im Interesse der Moral!

— Also Philosoph!

— Und Dichter! fügte der Unbekannte hinzu.

— Ein Dichter! lachte der Regierungsbeobachter; dann wundere ich mich nicht mehr über Deine Lumpen und über Dein Aussehen. Laßt ihn los, rief er seinen Häschern zu, der arme Teufel ist gestraft genug. Mir scheint, Du machst bei Nacht Deine Promenade, weil Du Dich am Tage nicht mit Ehren kannst sehen lassen? Warte, ich werde Dir ein Mittel an die Hand geben, Dir einen Rock zu verdienen.

— Und dieses Mittel?

— Einer Deiner Collegen hat eine Schmähschrift unter dem Titel „die Jesuiten-Krone“ geschrieben. Bist Du im Stande, den Namen dieses Nichtswürdigen dem General-Commando oder dem Premier-Minister anzuzeigen, so erhältst Du eine Belohnung von dreitausend Dukaten. Bedenke einmal, wenn Dir dieses runde Sümmchen

in lauter blanken Goldstücken ausgezahlt würde! Geh' und spionire, denn ehe Du mit Deiner Feder so viel verdienst, muß Du Dir die Finger krumm schreiben, daß sie aussehen wie Adlerkrallen.

— Ich danke für den Rath, antwortete in einem trockenen Tone der Dichter; aber so arm ich auch bin, so habe ich doch keine Lust, Ihnen in's Handwerk zu pfuschen!

— Laßt uns weiter gehen, rief der Sicherheitsmann, ein Dichter, der dreitausend Dukaten von der Hand weist, ist nicht gefährlich. Vorwärts!

Laut lachend entfernte sich die Patrouille und war nach einer Minute in dem Dunkel der Straße verschwunden.

Der arme Dichter war niemand anders als Richard Bertram, der seit der Zeit, daß er seine Wohnung verlassen, in dumpfer Verzweiflung die Stadt durchirrt hatte. Als er sich allein sah, trat er rasch dem Ufer zu und ließ sich erschöpft auf der ersten Stufe einer Treppe nieder, die neben der Brücke zu dem Wasserspiegel hinabführte. — Der Mond war indeß aufgegangen und erhellte mit seinem melancholischen Lichte alle die Plätze,

wohin der Schein der Laternen, welche auf besondern Befehl mit dem Trabanten der Erde wetteifern mußten, nicht dringen konnte. Richard hatte zufällig einen Winkel gefunden, der ihn vor beiden schützte, er konnte von den Vorübergehenden nicht gesehen werden. Mit düstern Blicken starrte der arme junge Mann in die schwarzen Wellen, welche sich in eintönigem Rauschen an den starken Steinpfeilern der Brücke brachen und dann in ruhigem Strome ihren Weg verfolgten.

— Ich kann nicht anders, murmelte Richard, und ich muß bekennen, daß mir die Erfüllung meiner Pflicht leicht, sehr leicht wird. Alles, was ich auf dem Gange zu meinem Grabe gesehen habe, ist durchaus nicht geeignet, mich davon zurückzuhalten, es trägt vielmehr dazu bei, den Ekel am Leben vollständig zu machen. Der Starke unterdrückt den Schwachen, die Bosheit überlistet die Tugend und Hohn verfolgt den Unglücklichen, wohin er sich wendet. Ich stand unter den Fenstern eines Palastes, wo man ein Fest gab und die Aristokratie den Becher der Freude leerte, während die Armuth am Hungertuche nagt; ich sah Minister, die lächelnd einen Plan besprachen, der

Millionen von Menschen unglücklich macht, selbst das Leben kosten kann; ich sah Banquiers, welche auf eine Karte das Vermögen von zehn Familien setzten, die sie ruinirt hatten — mir schwanden die Sinne, ich mußte die Flucht ergreifen. Als ich um die Ecke einer Straße bog, ergriff die Polizei einen armen Familienvater, weil er für seine hungernden Kinder einem reichen Bäcker ein Brod gestohlen hatte — o mein Gott, wie wird Tugend und Gerechtigkeit auf dieser Erde mit Füßen getreten, ich bin überzeugt, daß es noch eine andere Welt giebt, wo beide geübt und geehrt werden!

Nach dieser Recapitulation der Erdenmängel stützte Richard die Ellbogen auf seine Knie, legte das Kinn in beide Hände und sah so starr in den gefühllos vorbeirauschenden Fluß, als ob er Entdeckungen auf dem Grunde desselben machen wollte. Plötzlich fuhr er empor und lief mit Blitzesschnelle die sechs bis sieben Stufen der Treppe hinab.

— Mutter, rief er, indem er die Hände in den Nachthimmel hineinstreckte, könnte ich doch bald in jener Welt mit Dir vereinigt sein, wo

man die, welche man liebt, nicht mehr leiden sieht, wo die ewige Gerechtigkeit über Alle wacht! Und Du, herzlose Stadt, die Du wie ein verwundetes Ungeheuer erschöpft von dem Kampfe daliegst, erwache nicht, wenn der Fluß rauscht, es ist ja nur ein Dichter, der unter seinen Wellen den Tod sucht! Gott im Himmel verzeihe mir, ich sterbe für meine Mutter!

Kaum hatte der Unglückliche diese Worte gesprochen, so stürzte er sich in den Fluß hinab. Das Geräusch des fallenden Körpers hallte dumpf unter den hohlen Brückenbogen wieder.

In diesem Augenblicke ließen sich Schritte auf der Brücke vernehmen. Ein Mann, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, lehnte sich über das eiserne Geländer derselben und sah auf die vom Monde hell beleuchtete Wasserfläche. Als er den Körper erblickte, der auf Augenblicke emportauchte, dann wieder verschwand, rief er um Hülfe; aber nichts regte sich, Alles blieb still. Ohne sich lange zu bedenken, verließ der Mann die Brücke, eilte der hellen Treppe zu, stürzte sich in das Wasser und schwamm dem Punkte entgegen, wo er von der Brücke herab den Körper des Verun-

glückten entdeckt hatte. Der Retter war ein geschickter Schwimmer, in einigen Augenblicken hatte er den Pfeiler der Brücke erreicht und mit ihm den Körper, der sich hier in dem durch den Bruch der Wellen gebildeten Strudel in demselben Momente zeigte, als er anlangte. Mit kräftiger Hand ergriff er den Kopf des armen Dichters, lenkte um und schwamm nach dem Ufer zurück. Das Schicksal war dem Rettungswerke günstig, denn schon nach einigen Schritten, als den Schwimmer die Kraft verließ, gewahrte dieser, daß er mit den Füßen den Grund erreichen konnte. Rasch ergriff er seine Beute mit beiden Händen, hob den Kopf derselben über die Wasserfläche empor und schritt so in dem stets seichter werdenden Flusse der Treppe zu. Als er dort anlangte, standen vier bis fünf Männer auf den Stufen derselben. Es war die Polizeipatrouille, welche den Hülferuf des Mannes vernommen hatte. Die beiden zunächststehenden Polizeiagenten reichten dem Erschöpften die Hand, nahmen den regungslosen Dichter in Empfang und trugen ihn unter die Laterne, wo sie ihn vor kaum einer Viertelstunde zuerst gesehen.

— Der gute Mann muß viel Hitze gehabt

haben, daß er sich im November badet! rief einer der Gerechtigkeitsdiener, indem er den Körper auf das Straßenpflaster niederlegte.

— Und nicht minder der, der ihn in seinem Bade störte, fügte der Führer hinzu.

— Meine Herren, sprach der Retter, ohne auf die menschenfreundlichen Aeußerungen zu achten, leihet mir einer von Ihnen wohl ein trockenes Taschentuch, denn das meinige ist naß.

— Hier, sprach der Führer, und reichte ihm das Verlangte.

Der kühne Schwimmer ergriff das Tuch und begann ungesäumt die Schläfe des ohnmächtigen Richard damit zu trocknen und zu reiben.

— Dem Himmel sei Dank, rief er nach einigen Augenblicken, er athmet wieder, ich kam noch zur rechten Zeit! Meine Herren, helfen Sie mir den armen Menschen auf den Stein setzen, der zwei Schritte von hier an der Brücke steht. —

Die Männer thaten es. Bei dieser Gelegenheit sah der Führer der Patrouille das bleiche Gesicht Richards.

— Was seh' ich, rief er erstaunt, ist das nicht unser Dichter von vorhin?

— Wie, Sie kennen ihn? fragte der Retter, der seine Belebungsversuche von neuem begonnen hatte.

— Vor einer Viertelstunde hatten wir hier eine kurze Unterredung mit ihm, der arme Mensch kam mir gleich verdächtig vor.

— Und trotz dem haben Sie ihn verlassen?

— Mein Bester, antwortete lächelnd der Policist, das Recht, sich zu baden, hat der Belagerungszustand nicht aufgehoben, denn es ist eines der ältesten Privilegien, die das Volk besitzt, die muß selbst die Polizei respectiren! Untersucht ihm die Taschen, befahl er einem der Agenten, vielleicht trägt er Papiere bei sich, die uns Auskunft über seine Person geben.

Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit ward der Befehl ausgeführt. Der Visitator fand zwei Papiere in Richards Tasche, die er seinem Chef reichte.

— Verse! rief er, nachdem er das erste geöffnet und unter der Laterne gelesen hatte; daß es ein Dichter ist, wissen wir bereits — wollen sehen, was das zweite Papier enthält. Ah, ein Brief!

— So lesen Sie!

„Herr Director! Auf meine Bitte, meiner kranken Mutter einen Platz in dem Hospitale anzuweisen, antworteten Sie mir, daß Sie keine Rücksicht darauf nehmen könnten, da mehr Gesuche eingegangen, als Plätze zu vergeben seien, und dem Sohne die Mutter näher stände als dem Hospitale. Schon seit länger als sechs Monaten mangelt mir die Arbeit und die Zukunft gewährt wenig Aussicht dazu. Bemühen Sie sich in meine Wohnung, dort werden Sie erfahren, daß meiner armen Mutter nur noch das Hospital bleibt, denn ihr Sohn — —

— Vollenden Sie nicht, rief Richards Lebensretter, ich kenne jetzt das Raisonnement, das den Kopf dieses Unglücklichen exaltirt hat. Wenn die Mutter den Sohn verloren, wird er gefolgert haben, ist kein Grund mehr vorhanden, ihr einen Platz in dem Hospitale zu verweigern. Dieser Unglückliche ist des Mitleids werth. Meine Herren, ich nenne mich Franz Witt und bin der Associé des Herrn Hubertus, dessen Fabrik Ihnen nicht unbekannt sein wird — ich wünsche, für den Armen Sorge tragen zu können.

— Tragen Sie Sorge, mein bester Herr, Sie haben ihn aus dem Wasser gezogen, folglich gehört er Ihnen.

— Noch eine Bitte, rief Franz, der vor Kälte am ganzen Körper zitterte; senden Sie einen Ihrer Leute nach einem Wagen!

— Ich glaube kaum, daß Sie einen finden werden, denn die Wagen sind sehr selten geworden, seit man sie zum Barrikadenbau verwendet hat.

— Dort neben der Kirche sah ich einen Fiacre halten, sprach ein Agent; es ist leicht möglich, daß er noch anzutreffen ist.

— So hole ihn, befahl der Führer. Mein Herr, wandte er sich zu Franz, der Richards Kopf in seinen Armen hielt, um ihn zu erwärmen, ich stehe mit dem Redacteur eines Journals in Verbindung, der am ersten Tage jeden Monats in unserm Büreau erscheint — durch ihn werde ich Ihre schöne Handlung zur allgemeinen Kenntniß bringen.

— Unterlassen Sie das, gab Franz zur Antwort, ich folge nur einem ganz natürlichen Gefühle, das Ihnen, so wie jedem andern, ebenfalls nicht

fremd sein wird — es ist nicht der Mühe werth, ein Wort darüber zu verlieren.

Die Unterhaltung stockte für einige Minuten; die Polizeiagenten, überdrüssig des Wartens auf offener Straße, sahen sehnsüchtig nach der Gegend, von wo der Wagen kommen sollte. Franz, fast erstarrt in seinen nassen Kleidern, hielt immer noch den Kopf des armen Richard, der durch ein lautes Zähnklappern seine Wiederkehr zum Leben anzeigte.

Endlich ließ sich Geräusch in der Entfernung vernehmen und nach einigen Minuten rollte der erwartete Wagen heran.

— Gute Verrichtung! rief der Polizeiagent und verschwand mit seinen Leuten in der nächsten Straße.

— Freund, sprach Franz zu dem Kutscher, wollen Sie ein gutes Trinkgeld verdienen?

— Gern, Herr!

— So steigen Sie herab.

Der Kutscher sprang eilig von seinem Sitze.

— Gut, fuhr Franz fort. Jetzt leihen Sie mir, oder vielmehr, meinem Freunde, der das Un-

glück gehabt, in das Wasser zu stürzen, Ihren Mantel auf zehn Minuten. Wollen Sie?

— Hier, sprach der Kutscher und zog seinen Mantel ab.

Franz hüllte den bebenden Dichter hinein, hob ihn mit Hülfe des Roßlenkers in den Wagen und setzte sich dann ihm zur Seite. Nachdem der junge Mann seine Wohnung näher bezeichnet, schwang sich der Kutscher auf seinen Sitz und der Wagen rollte davon.

Während der Fahrt erwachte Richard aus seiner Betäubung, er hob den Kopf und sah sich in dem dunkeln Raume des völlig verschlossenen Wagens verwundert um. Er wollte fragen, als er den Mann an seiner Seite gewahrte, wo er sei; allein ein heftiger Fieberfrost rüttelte ihn dergestalt, daß er bebend in die Ecke des Wagens zurücksank, ohne ein Wort reden zu können. Mitleidig warf Franz den schweren Mantel über den Kranken, um ihn zu erwärmen, dann sank auch er, von Frost überwältigt, in den Sitz zurück. Endlich hielt der Wagen an. Richards Lebensretter öffnete den Schlag und sprang auf das Steinpflaster: er stand vor Herrn Hubertus Hause.

Rasch zog er die Glocke. Nach einer Minute öffnete sich die Thür und Kaleb, der unter Angst und Besorgniß die Rückkehr seines jungen Herrn abgewartet, erschien.

— Sind Sie es, Herr Franz? fragte der alte Mann.

— Ich selbst!

— Was bringen Sie für Nachricht? flüsterte Kaleb.

— Gute Nachricht, mein alter Freund.

— Himmel, rief plötzlich der Kassirer, denn er hatte Franz berührt, Ihre Kleider sind naß!

— Ruhig Kaleb; ich komme auch nicht allein. Helfen sie mir den Herrn, der im Wagen sitzt, auf mein Zimmer bringen, er ist krank. Später sollen Sie alles erfahren. Mein Herr, rief er leise, indem er an den Wagen zurücktrat, steigen Sie aus, wir sind am Ziele!

— Wo sind wir? fragte Richard mit bebender Stimme in dem Innern des Wagens.

— An der Wohnung Ihres Lebensretters. Folgen Sie mir ohne Furcht.

Mit Hülfe des Kutschers stieg Richard aus. Kaleb und Franz nahmen ihn in Empfang und

führten den Dichter, der sich völlig wieder erholt, die Treppe hinan, auf das bezeichnete Zimmer. Dort angelangt, nahm der Associé dem bebenden Richard den Mantel ab und gab ihn dem Kassirer. Der Greis sah mit großen Augen den Fremden an, der in seinen nassen, zerrissenen Kleidern einen seltsamen Anblick gewährte.

— Hier ist Geld für den Kutscher, sprach Franz dringend; eilen Sie hinab und händigen Sie es ihm mit dem Mantel ein.

Kopfschüttelnd entfernte sich der Alte. — Nach einigen Augenblicken hörte man das Geräusch des abfahrenden Wagens. Franz holte trockene Kleider aus einem Nebenzimmer und bat seinen Gast, sich deren zu bedienen. Mit dem Versprechen, in kurzer Zeit zurückzukehren, verließ auch der Associé das Zimmer, um nach dem Comptoir zu eilen.

— Nun, rief Kaleb, als er eintrat, haben Sie den Banquier gesprochen?

— Ja, antwortete Franz mit freudigen Mienen, ich habe ihn gesprochen!

— Schon fürchtete ich, daß Sie zu spät kom-

men würden; aber Gott sei Dank, Ihr Gesicht verkündet gute Botschaft.

— Ja, Freund ich bringe gute Botschaft, rief der junge Mann, indem er dem Greise die Hand reichte, und danke Ihnen für den Rath, noch heute Gewißheit zu erlangen, denn nun können wir ruhig schlafen.

— So war das Gerücht also ungegründet?

— Wie ich gleich vermuthete, war es eine nichtswürdige Verleumdung! Der Banquier gab einen Ball, von Musik und Gläserklang hallten die Räume des weiten Hauses wieder. Dies hielt mich aber nicht ab, einen bärtigen Portier, der mir den Eintritt verweigern wollte, bei Seite zu schleudern und mich dem Herrn vom Hause vorzustellen.

Franz erzählte nun Wort für Wort seine Unterredung und schloß damit, daß er dem alten Kassirer um den Hals fiel.

— Gott sei Dank, rief dieser, jetzt athme ich wieder frei auf! Doch gleichviel, fügte er hinzu, um ganz sicher zu gehen, benützen wir den Antrag des Herrn W.. und erheben morgen in aller Frühe unser Geld; wir müssen uns durchaus

ganz sicher stellen, denn Sie kennen den Character unserer Arbeiter, wenn sie nicht auf die Stunde ihren Lohn erhalten, verlassen Sie die Fabrik und verhängen Schmach und Schande über unsere Firma.

— Kaleb, unterbrach Franz den redselig gewordenen Alten, ist Herrn Hubertus und Anna von dem Gerüchte etwas zu Ohren gekommen?

— Nein, nein, mein junger Freund, beide haben keine Ahnung davon. Als Sie um acht Uhr nicht bei Tische erschienen, trat Herr Hubertus in das Comptoir, wo ich mit Angst und Ungeduld Ihrer Rückkehr harrte. Wo ist Franz? fragte er; warum kommt er nicht zu Tische? — Herr, antwortete ich, und hatte Mühe meine Aufregung zu verbergen, ich soll ihn entschuldigen, es hat ihn ein Freund abgeholt, der morgen eine lange Reise antreten will; beide wollen heute noch einen fröhlichen Abschied feiern.

— Danke, Freund Kaleb, antwortete Franz lächelnd und erröthend zugleich, da haben Sie mir einen schönen Dienst erwiesen! Anna, das fromme und sittsame Mädchen, wird von dieser Nachricht nicht übel erbaut sein, und ihr strenger

Vater wird mich morgen mit einem schönen Empfange beehren.

— Du lieber Himmel, rief der Greis, konnte ich anders? Eine Lüge und ich sind selten zu einer Thür eingetreten; ich mußte den ersten besten Vorwand gebrauchen, um nicht in Verlegenheit zu gerathen. Doch nun sagen Sie mir, wer ist der Fremde, der mit Ihnen gekommen? Und wie ist es zugegangen, daß Ihre Kleider naß geworden?

— Ganz recht, Sie erinnern mich, daß ich für diese Nacht einen Gast habe. Der arme Mensch kämpfte mit dem brausenden Strome, als ich mit leichtem und frohem Herzen über die Brücke schritt; ich kam noch zur rechten Zeit, ihn dem Tode zn entreißen. Nun schließen Sie das Comptoir, ich werde mich umkleiden und zu ihm zurückkehren. Gute Nacht, lieber Freund, gute Nacht!

— Wackerer junger Mann, murmelte Kaleb, indem er die Thür verschloß, Du verdienst in der That eine glückliche Zukunft. Der Himmel sei mit Dir!

8.

Richard hatte indeß seine durchnäßten Kleider abgelegt und die seines unbekannten Gastfreundes angezogen. Als Franz eintrat, saß der Dichter bleich und nachdenkend im Sopha, der plötzliche Wechsel seiner Lage schien keinen günstigen Eindruck auf ihn ausgeübt zu haben. Langsam erhob er sich und fragte in einem fast mürrischen Tone:

— Also Ihnen verdanke ich mein Leben?

— Ja, ich war der Glückliche, antwortete Franz, dessen Gott sich zu Ihrer Rettung bedient hat.

— Ich kann Ihnen nicht danken, fuhr Richard düster fort, denn Sie haben mir einen traurigen Dienst erzeigt.

— Und ich schätze mich glücklich, rief Franz, indem er seinem Gaste freundlich die Hand drückte, einem anständigen, braven Manne, der einen Augenblick der Verzweiflung unterlegen, das Leben gerettet zu haben!

Richard schwieg einen Augenblick, die Röthe

der Schaam überzog sein bleiches Gesicht — er mußte die Blicke zu Boden senken.

— Wer sagt Ihnen, daß ich ein braver Mann bin? Die That, welche ich begehen wollte, kann für ein Verbrechen gelten, und ich glaube fast, sie ist ein Verbrechen. Mag Gott mich dafür strafen, und Sie, mein Herr, für Ihre schöne Handlung belohnen. Ich bereue nichts, als Sie Ihrer Kleider beraubt zu haben, deren ich mich aus Zerstreuung, oder wer weiß warum, bedient habe — ich danke Ihnen dafür. Leben Sie wohl!

— Halt, rief der junge Kaufmann in einem freundlichen Tone, indem er den Verzweifelnden sanft zurückhielt, so dürfen Sie mich nicht verlassen. Sie sind für diese Nacht mein Gast und bleiben so lange hier, bis Sie sich völlig erholt haben.

— Lassen Sie mich, mein Herr, ich bedarf der Erholung nicht — lassen Sie mich!

— Sie wollen gehen, sprach Franz in einem ruhigen, aber mahnenden Tone — und Ihre Mutter?

Richard bebte zusammen.

— Himmel, rief er, wer hat Ihnen gesagt, daß ich eine Mutter habe?

Statt der Antwort überreichte Franz dem Dichter die beiden Papiere, welche man bei ihm gefunden.

— Klagen Sie mich nicht der Indiscretion an, entschuldigte sich Franz, denn nicht ich, sondern die Polizeipatrouille hat Ihre Taschen durchsucht, um Auskunft über Ihre Person zu erhalten.

Schweigend empfing Richard die Papiere und steckte sie zu sich. In diesem Augenblicke trat eine Magd ein und servirte einen Tisch mit Wein und Speisen. Franz half den Tisch arrangiren, während Richard an ein kleines Bücherbrett trat und die darin aufgestellte Bibliothek prüfte.

— Und nun zu Tische, rief Franz, als beide wieder allein waren, daß der Wein das Blut erwärme und unsern Gedanken eine andere Richtung gebe!

Richard konnte nicht ausweichen, er mußte der Einladung seines Gastfreundes folgen und sich zu Tische setzen. Der Dichter hatte nicht viel Appetit, wie sich wohl denken läßt, und zwei Gläser Wein, die Franz ihm aufnöthigte, reichten nicht

nur hin, sein Blut zu erwärmen, sondern es heißer als gewöhnlich zu machen. In dem gemüthlich warmen Zimmer und hinter einer Flasche Wein zerschmolz bald die menschenfeindliche Rinde, welche das Elend um das Herz desselben gezogen, und bald fing er an, sich im Stillen Vorwürfe über seinen Mordanschlag zu machen.

— Sie sehen, sprach Franz, indem er mit seinem Gaste anstieß, daß mir ihre Lage bekannt ist, und daß Sie Vertrauen zu mir haben können.

— Was fordern Sie, antwortete Richard, und setzte sein leeres Glas auf den Tisch zurück; soll ich Ihnen meine Unglücksgeschichte erzählen? Der Brief und die elenden Verse müssen Ihnen schon genug gesagt haben. Zwar arm, erhielt ich dennoch die Erziehung eines Reichen, und dies war mein Unglück. Eines schönen Tages stand ich mit meiner Mutter allein in der Welt, niemand beachtete, niemand unterstützte uns, mein Talent, Verse zu machen, war die einzige Quelle, die uns das kärgliche Brod zum Lebensunterhalte bot. Den Schluß haben Sie gesehen: um meiner kranken Mutter einen Platz in dem Hospitale zu verschaffen, wollte ich mir einen in den Wellen suchen.

Dies Alles ist sehr einfach, mein Herr, und kann kaum Ihre Neugierde reizen.

— Wohl wahr, sprach Franz, die Gläser füllend; allein der Mann, der Sie bis zum Aeußersten trieb — —

— Hat nur seine Pflicht gethan, fiel der Gast ein. Das Elend in dieser ungeheuren Stadt übersteigt alle Begriffe, es ist wahrhaft entsetzlich! Eine Wittwe, fuhr er mit Bitterkeit fort, kann an der Thür eines Hospitals noch für reich gelten, wenn sie einen Sohn hat! Es ist wahr, mein Herr, mir liegt die Pflicht ob, für meine Mutter zu sorgen; allein ist es meine Schuld, wenn ich trotz aller Bemühungen keine Arbeit finden kann? Kann man mir meine Erziehung zum Vorwurf machen? Ist es meine Schuld, wenn in allen Carrieren, die ich versuchte, man unter dem Vorwande mich stets wieder entließ, ein Dichter sei zu nichts gut? Ueberall zurückgestoßen, mußte ich wohl in diesem schwachen Talente, das mir bis dahin nur Trost gewährt hatte, eine Nahrungsquelle suchen. Um sicher zu gehen, malt man das, was man gesehen, giebt man wieder, was man empfunden, und dieser Grundsatz bestimmte

mich, der Sänger der verachteten Klasse, der Dichter des Elends und der Noth zu werden. Ein unsinniges Unternehmen! rief er mit einem Seufzer aus, denn die Glücklichen unsers Jahrhunderts, jene Leute, welche nicht glauben, daß es möglich ist, vor Hunger zu sterben, behandelten mich wie einen Träumer, wie einen Misantropen. Und wenn ich hier oder da einige Sympathie erweckte, so war es nur in den Herzen derer, die in Mangel und Elend lebten, wie ich. Um das Maaß meines Unglücks voll zu machen, bemächtigte sich meiner eine Leidenschaft, die in eben dem Grade hoffnungslos, als sie schrankenlos ist — doch wozu diese Erörterungen, die Ihnen nur lästig werden, mein Herr; ich bin ein armer Verrückter, von Stolz und Ohnmacht aufgebläht, ein elender Teufel, dem nichts bleibt als der Selbstmord!

— Muth, Muth, lieber Freund! — tröstete Franz.

— Es ist freilich schauderhaft, so zu reden; aber ich bin der festen Ueberzeugung, daß der Dämon der Zerstörung seine Versuche erneuert, und daß ich zum zweiten Male erliege. Ja, sehen Sie mich nur an, mein Herr, ich verdiene das Mit=

leiden nicht, das Ihnen mein Zustand einflößt, es ist Thorheit, selbst Schande, sich für mich zu interessiren!

Mit großer Theilnahme hatte der Associé des Herrn Hubertus den Leidensbericht und die Ausbrüche der Verzweiflung seines Gastes angehört, starr sah er vor sich hin, als ob er auf ein Mittel sänne, dem Elende desselben abzuhelfen. Plötzlich blickte er freudig den armen Dichter an und sprach in einem Tone, der keinen Zweifel über die Annahme seines Vorschlags und über den Ernst, womit er gemacht wurde, übrig ließ:

— Wenn Ihnen nun in einer Fabrik, die freilich für den Augenblick mit dem Drucke der Zeit zu kämpfen hat, aber bald wieder ihren alten Flor behaupten wird, ein bescheidener, sicherer Platz angewiesen würde, der Ihnen erlaubte, auf bessere Tage zu warten? Wenn sich Ihre Thätigkeit nur auf die Correspondenz und die Führung einiger Register beschränkte?

Richard zuckte mit den Achseln, als ob er dies für ein Ding der Unmöglichkeit hielt.

— O, es ist nicht so schwer, als Sie glauben, fuhr Franz mit Wärme fort, der die Pan-

tomime des Dichters falsch verstanden hatte — es ist wahrhaftig nicht so schwer, und außerdem kenne ich jemanden, der sich glücklich schätzen würde, Ihnen Anleitung zu geben. Als Gegenleistung von Ihrer Seite würden Sie in den Mußestunden dem Herrn dieser Fabrik, einem guten jungen Manne, der sich bisher nur mit seinem Geschäfte befaßte, Unterricht in den Wissenschaften ertheilen, denn Sie müssen wissen, fügte er halb leise hinzu, die Liebe hat diesen Fabrikherrn auf andere Ideen gebracht, er ärgert sich, daß er in den Augen seiner Braut als ein dummer, unwissender Mensch erscheinen muß. Nun, rief er laut aus, wenn man Ihnen einen solchen Platz anböte, würden Sie noch daran denken, sich das Leben zu nehmen?

— Der Vorschlag ist so übel nicht, meinte Richard; allein, setzte er seufzend hinzu, wo soll ich einen solchen Platz finden?

— Hier, in meiner Fabrik! rief Franz, indem er die Gläser von neuem füllte. Sind Sie mit dem zufrieden, was ich Ihnen biete, so stoßen Sie an, denn es kommt aus gutem, wohlmeinendem Herzen!

Ueberrascht erhob sich der Dichter von seinem Platze und griff fast zitternd nach dem Glase. Beide stießen an und tranken.

— Sie haben mir Ihre Geschichte erzählt, begann Franz wieder und zog den Gast auf den Stuhl zurück, jetzt werde ich Ihnen in wenig Worten die meinige erzählen. Von meiner frühen Jugend ist mir nur so viel bekannt, daß mich Herr Hubertus, der Besitzer dieses Hauses, aus Mitleiden von der Straße aufgenommen hat. Mich hungerte, und er gab mir zu essen; mich fror, und er gab mir Kleidung. Nach zehn Jahren ward ich sein Commis, später erhob er mich zu seinem Associé und endlich — — doch es ist unnütz, Ihnen zu sagen, durch welche unverhoffte, unerhörte Gunst er das Werk seiner Wohlthätigkeit krönte, mit einem Worte, ich lasse mich für ihn in Stücke zerreißen! Unglücklicherweise ist es aber nicht wahrscheinlich, daß er je meines Lebens bedürfen wird — wie soll ich ihm nun meine Dankbarkeit beweisen? Da habe ich denn gedacht, ich thue dasselbe für einen andern, was er für mich gethan hat. Wollen Sie mir diese Schuld abtragen helfen?

— O, mein Gott, rief Richard und Thränen traten ihm in die Augen, es giebt doch noch gute Menschen auf Deiner Erde! Reichen Sie mir Ihre Hand, edler Mann!

— Haben Sie daran gezweifelt?

— Ich war stets so unglücklich, daß ich nicht anders denken konnte.

— Nur getrost, mein lieber Freund, Herr Hubertus wird Sie mit den Menschen wieder aussöhnen, unsere Freundschaft soll Sie mit neuen, festen Banden an das Leben knüpfen. Morgen stelle ich Sie meinem Wohlthäter vor, dann eilen Sie zu Ihrer Mutter, um die arme Frau durch gute Nachrichten zu trösten und kehren fröhlich und froh zu uns zurück.

Dem Dichter wollte das Herz zerspringen vor Freude und Dankbarkeit; bei dem Gedanken an seine Mutter rannen ihm die Thränen über die Wangen, er ergriff beide Hände des jungen Fabrikherrn und rief:

— Wer sind Sie denn, mein Herr, der Sie mich so unaussprechlich glücklich machen? Ich kenne Sie kaum und schon üben Sie einen unwiderstehlichen Einfluß auf meinen Geist aus,

daß ich mich nie wieder von Ihnen trennen möchte.

— Ich bin Ihr Freund und, wenn Sie wollen, Ihr Schüler, denn morgen schon werden wir mit dem Unterrichte beginnen. Doch nun zu Bett, lieber Freund, es ist schon spät und wir Beide bedürfen der Ruhe.

Franz ergriff ein Licht und führte seinen Gast in ein Zimmer, das auf demselben Corridor dem seinigen gegenüber lag und mit allen Bequemlichkeiten versehen war.

— Gute Nacht, mein edler, großmüthiger Freund!

Beide reichten sich noch einmal die Hände, dann schieden sie von einander.

Obgleich erschöpft von der Anstrengung des kalten Flußbades, floh unsern Richard dennoch der Schlaf; alles was ihn umgab, bewies zwar die Wahrheit der glücklichen Umgestaltung seiner Verhältnisse, das Elend aber, in dem er stets gelebt, hatte ihn so kleinmüthig gemacht, daß er immer noch nicht daran glauben konnte.

— Mir kommt alles wie ein schöner Traum vor, sprach er zu sich selbst. Ich hätte einen

Freund gefunden, der mich in den Stand setzt, meiner armen Mutter für die Zukunft eine Stütze zu sein? Ich kann an dieses Glück kaum glauben, denn das Schicksal hat für uns nur Noth und Elend, die Freuden des Lebens sind für andere bestimmt. Nein, nein, es ist doch Wahrheit und kein Traum, denn noch höre ich die Worte, noch fühle ich den Händedruck meines neuen Freundes, es ist Wahrheit! Und durch ein Verbrechen, durch den Selbstmord ist diese Veränderung meines Lebens herbeigeführt. O mein Gott, rief er aus und streckte die Hände empor, ich fühle, daß ich strafbar bin, an Dir zu verzweifeln, denn Du bist ja immer da am nächsten, wo die Noth am größesten ist, Du lässest keins Deiner Geschöpfe im Elende untergehn!

Wohlan, ich will von diesem Augenblicke an nie mehr an den Tod denken, sondern standhaft dem Leben entgegen gehen und für meine Mutter fleißig arbeiten, vielleicht ist das Schicksal müde uns länger zu verfolgen, denn wir haben genug gelitten. Gute Nacht, Mutter, morgen, wenn der Tag graut, sehe ich Dich wieder, um Dir unser Glück zu verkünden!

Dieser Vorsatz schien den aufgeregten Geist des jungen Mannes beruhigt zu haben, der Schlaf kam und schloß ihm die müden Augen. An der Schwelle des Thores, durch die Richard in das Reich der Träume trat, stand Anna; aber wie ein Nebelgebild verschwand sie wieder, er hatte sie kaum gesehen.

Der nächste Morgen brachte einen kalten, aber hellen Novembertag. Kaleb, der alte Kassirer, war der erste im Hause, der sein Bett verlassen hatte. Die Sorge um das Kapital, das er trotz der beruhigenden Nachricht, die Franz gebracht, dennoch bei dem Banquier nicht sicher wähnte, lag ihm so schwer auf dem Herzen, daß es ihn nicht länger auf seinem Lager litt. Es war sechs Uhr, als der Greis in das Comptoir trat, und die Fensterladen desselben öffnete. Nachdenkend blieb er einige Augenblicke stehen und betrachtete durch die Scheiben des Fensters den rothen Streifen, der im Osten den jungen Tag verkündete.

— Was wird dieser Tag uns bringen? seufzte Kaleb; ein ahnendes Gefühl prophezeiht mir nichts Gutes!

Langsam verließ er das Zimmer, schritt über

die weite Hausflur und öffnete die Hauptthür des Hauses. Der große Platz lag noch in den Schatten der Nacht eingehüllt und die Laterne, welche an einem langen eisernen Arme neben der Thür angebracht war, verbreitete noch einen hellen Lichtkreis. Indem der alte Mann sich in das Innere des Hauses wieder zurückziehen wollte, trieb der Zugwind, der durch das Oeffnen der Thür entstanden, ein Stück Papier von der Straße heran. Neugierig bückte sich Kaleb zur Erde und hob es auf.

— Was ist das? sprach er leise und trat unter die Laterne, um den Fund näher zu untersuchen. Ein Stück von einem Anschlagezettel, fuhr er beruhigt fort, als er die großen gedruckten Buchstaben sah, wahrscheinlich hat sich ein Muthwilliger den Spaß gemacht, ihn von der Ecke unsers Hauses abzureißen, wo in der Regel die Bekanntmachungen der Behörden angeklebt werden. Wollen doch sehen, was es enthält. „Eine Belohnung von dreitausend Ducaten wird dem zugesichert, welcher dem General-Commando den Verfasser der Schmähschrift „die Jesuiten-Krone" dergestalt zur Anzeige bringt, daß er zur Rechen-

schaft gezogen werden kann.“ Dreitausend Ducaten für eine Anzeige! Ich habe gestern schon davon gehört, allein ich wollte es nicht glauben. Die Verführung zur Verrätherei ist wahrlich groß; ich bin ein eifriger Verehrer der gesetzlichen Ordnung, zu solchen Verlockungen sollten die Vertreter derselben die Steuern der Unterthanen aber nicht verwenden, das ist ein Judaslohn, der hier ausgeboten wird! Hätte ich den Zettel an unserm Hause erblickt, ich hätte ihn ebenfalls abgerissen. Aber wissen möchte ich doch, was diese Schrift so Unerhörtes enthält, daß man eine solche Summe darauf setzt — sie muß entweder Lügen gesagt haben, oder Wahrheiten, die man fürchtet, und eine Regierung sollte doch die Wahrheit nicht fürchten!

Der Greis hatte sich so tief in sein Selbstgespräch versenkt, daß er einen einfach gekleideten Mann, der schon seit einigen Minuten aus dem Dunkel an ihn herangetreten war und ihn belauscht hatte, nicht bemerkte. In dem Augenblicke, als Kaleb kopfschüttelnd in das Haus zurückkehren wollte, vertrat ihm der Fremde den Weg.

— Sie wollen wissen, sprach der Mann, was

jene Schmähschrift enthält, auf deren Verfasser man einen Preis gesetzt? Ich kann es Ihnen sagen.

— Mein Herr, rief Kaleb erschreckt, wer sind Sie, daß Sie wagen —?

— Erschrecken Sie nicht, alter Freund, mich leitet keine böse Absicht. Das Libell beschuldigt die Krone, daß Sie sich der Jesuiten bedient habe, das Volk in geistiger und körperlicher Knechtschaft zu erhalten, es entdeckt Frevel und Verbrechen, welche in den Klöstern und Staatsgefängnissen verübt sein sollen, es stachelt das Volk zu offenem Aufstande an, die Vergangenheit durch den Umsturz des Thrones zu rächen und die durch die letzte Revolution errungenen Freiheiten zu sichern und auszudehnen. Es bemüht sich ferner zu beweisen, daß die Krone nicht aufrichtig gesinnt sei, daß sie die Fäden der Reaction bereits wieder gesponnen und zu seiner Zeit durch einen furchtbaren Schlag das arme Volk in den Abgrund der Knechtschaft zurückschleudern wolle. Diese Anklagen, mein Freund, enthält die fragliche Schrift. So viel man bis jetzt ermittelt, hat der General B.., der mit einem Theile sei-

ner Truppen zu dem Volke übergetreten ist, sie vor der Eroberung der Hauptstadt im ganzen Lande verbreiten lassen, um zur Erreichung des angegebenen Zwecks die Provinzen für sich zu gewinnen; allein das Loos der Waffen hat bereits zu seinem Nachtheile entschieden. Obgleich durch Truppenmacht gesichert, ist der Monarch dennoch in der öffentlichen Meinung schwer gekränkt und aus diesem Grunde legt man ein so großes Gewicht auf die Entdeckung des Verfassers.

Das anständige Aeußere des Fremden und der freundliche, belehrende Ton, worin er sprach, hatten den alten Kassirer abgehalten, sich zu entfernen; neugierig hörend war er an der Schwelle der Thür stehen geblieben.

— Ist es möglich, rief er erstaunt aus, solche Beschuldigungen könnte man gegen die Krone erheben! Es ist ja doch nur Verläumdung, nicht wahr? Aber welchen Zweck haben Sie, mein Herr, daß Sie hierher kommen und mir dies alles sagen?

— Ich habe durchaus keinen Zweck, antwortete gleichgültig der Fremde; ich ging hier vorbei,

hörte zufällig Ihr Selbstgespräch und wollte nur Ihre Neugierde befriedigen.

— Danke, mein Herr! Demnach ist der Verfasser jenes Libell's ein Anhänger des Generals?

— Die Umstände bestätigen diese Vermuthung.

— Ich bedaure den armen Mann, — sprach Kaleb.

— Warum? fragte rasch der Fremde. Haben Sie ihn gekannt?

— Nein, ich habe ihn nicht gekannt, aber das Volk kenne ich, dessen Sache der General so thöricht war, zu verfechten.

— Der General war ein braver Mann, der von den Soldaten und vom Volke allgemein geachtet und geliebt ward.

— Er war, sagen Sie, mein Herr? Ist er in dem Kampfe gefallen, oder hat man ihn heimlich erschossen?

— Nein, mein Freund, sprach der unbekannte Mann mit Beziehung, noch ist er am Leben; aber er ist gefangen und soll diesen Morgen als Hochverräther vor ein Kriegsgericht gestellt werden.

— Vor ein Kriegsgericht, rief Kaleb, und

schauderte unwillkührlich zusammen. Man wird nicht wagen, ihn zum Tode zu verurtheilen.

— Und warum?

— War es nicht der General, der den Pöbel in der verhängnißvollen Zeit durch sein Ansehen im Zügel hielt? War er es nicht, der das Leben und das Eigenthum des Bürgers schützte und der Anarchie steuerte? War er es nicht, der das Ansehen der Gesetze zu erhalten suchte, während der Monarch und seine Minister die Hauptstadt verließen, statt ihre Pflicht zu erfüllen und durch Nachgiebigkeit sowohl als durch Strenge den Frieden wieder herzustellen? Mir scheint, er hat durch das, was man ihm zum Verbrechen anrechnet, mehr der Regierung, als dem Volke genützt — ich kann es nicht glauben, daß man ihn zum Tode verurtheilt!

— Aber das Kriegsgericht wird ihn zum Tode verurheilen, sprach der Fremde, indem er dem Kassirer des Herrn Hubertus näher trat und den Ausdruck seines Gesichtes scharf beobachtete.

— Was werden aber seine Freunde dazu sagen, antwortete Kaleb; wie man sagt, hat er deren viel in den höhern Ständen sowohl, als un-

ter den Bürgern. Außerdem gehört er auch einer Familie an, deren Glieder seit langer Zeit sich in der Nähe des Thrones befanden und wichtige Staatsämter bekleideten — sollten diese nichts zu seiner Rettung unternehmen?

Der Fremde schwieg einen Augenblick und sah prüfend den alten Mann an. Dann antwortete er mit leiser Stimme:

— Man wird etwas zur Rettung des Generals unternehmen; wollen Sie dabei hülfreiche Hand leisten?

Kaleb fuhr überrascht zurück.

— Wie, rief er, ich soll dabei helfen?

— Sprechen Sie leise, lieber Freund, sagte der Fremde und sah sich vorsichtig um; sprechen Sie leise, daß uns niemand hört!

— Mein Herr, fragte Kaleb, der sich von seinem Erstaunen nicht erholen konnte, was kann ich dabei thun?

— Der General befindet sich als Gefangener in dem Staatsgefängnisse, das an Ihre Fabrik grenzt.

— Ist es möglich!

— Man weiß, daß ein unterirdischer Gang

vorhanden ist, der das Gefängniß mit den Kellern dieses Hauses verbindet. Der Gang ist in dem letzten Kriege verschüttet, er kann aber in wenig Stunden wieder geöffnet und so als Rettungsweg für den General benützt werden. Wenn sich nun zwei sichere Männer mit einem verabredeten Erkennungszeichen, als von Freunden des Generals gesandt, bei Ihnen einstellten, würden Sie denselben wohl Zutritt in Ihre Keller gestatten? — Setzen Sie einen Preis auf diesen Dienst, und wenn er noch so hoch ist.

— Mein Herr, antwortete Kaleb, dessen Verwunderung den höchsten Grad erreicht hatte, ich bin nur ein Diener in diesem Hause; darum ersuche ich Sie, meinem Herrn diesen Vorschlag zu machen. Wenn Sie wollen, werde ich Sie zu ihm führen.

— Das ist unnütz!

— Hat Ihnen Herr Hubertus vielleicht schon eine abschlägige Antwort ertheilt?

— Mein Freund, antwortete der Fremde ausweichend, halten Sie die Ausführung meines Verlangens für ein Verbrechen?

— Allerdings, antwortete Kaleb bestimmt,

denn sie könnte meinem Herrn die strengste Strafe zuziehen. Obgleich ich lebhaften Antheil an dem Geschicke des unglücklichen Generals nehme, würde ich mich doch nie entschließen können, ihm das Glück des Herrn Hubertus zu opfern, selbst wenn dies das einzige Mittel wäre, ihn vom Tode zu retten!

— Ist das Ihr letztes Wort? Wollen Sie nichts thun, um der Welt einen braven Mann zu erhalten, einen Mann, der vielleicht in kurzer Zeit seinen Lebensretter glänzend belohnen und ehrenvoll auszeichnen kann?

— Ueber das Mittel, mein Herr, das Sie mir vorgeschlagen, mein letztes Wort; kann ich auf andere Weise nützen, bin ich bereit.

— Vergessen Sie, daß Sie mich gesehen, sprach der Fremde, wandte dem greisen Kassirer den Rücken und schritt eilig über den Platz, auf dem sich nach und nach die Morgendämmerung ausbreitete.

Kaleb kehrte nachdenkend in das Haus zurück.

9.

Es war schon spät, als Richard aus einem festen Schlafe erwachte. Die Frühsonne, hell und klar, drang durch die Fenster in das Zimmer und blendete mit ihren Strahlen die Augen des noch schlaftrunkenen jungen Mannes. Erstaunt sah er sich um und prüfte eine Zeitlang alle Gegenstände, welche sich in dem sauber und wohnlich eingerichteten Gemache befanden. Gewöhnt, in seinem elenden, kleinen Dachstübchen den jungen Tag zu begrüßen, konnte er sich in den ersten Augenblicken von der Wirklichkeit seiner Umgebung nicht überzeugen, er rieb sich die Augen wie ein Kind, das am Christmorgen von dem Glanze des Lichterbaumes geblendet wird und die Herrlichkeiten der Bescheerung für einen schönen Traum hält. Unser Freund mußte alle seine Sinne sammeln, um den plötzlichen Wechsel seiner Lage erklärlich zu finden und sich zu überzeugen, daß er wache. Dann sprang er rasch aus dem Bette und kleidete sich an. Statt seiner ärmlichen Kleidung, die er jeden Morgen mit Schmerz betrachtet hatte, fand er ei-

nen eleganten, bis in die kleinsten Theile vollständigen Anzug vor, den Franz aus seiner Garderobe schon früh in das Zimmer geschafft, als sein Gast noch in festem Schlafe lag. Dem über diesen neuen Beweis der Großmuth seines Lebensretters beschämten Dichter blieb nichts übrig, als von dem Geschenke Gebrauch zu machen, da nicht nur die alten Kleider fehlten, sondern er sich auch erinnerte, daß diese durch die Flußexpedition zerrissen und unbrauchbar geworden seien. Mechanisch legte er ein Stück nach dem andern an, und als er ebenfalls mechanisch vor den hohen Spiegel trat, um seine Toilette zu vollenden, nahm er mit freudiger Ueberraschung wahr, daß ihm alles paßte, als ob es eigens für ihn gearbeitet sei, denn Franz war von derselben Statur, wie er.

In den neuen Kleidern fühlte sich Richard auch einen neuen Menschen, er bekam eine ganz andere Meinung von dem Leben und hätte sich jetzt schon, da er in einem anständigen Aeußern erscheinen konnte, völlig glücklich gefühlt, wenn durch das Bewußtsein, die Kleider nicht verdient, sondern geschenkt erhalten zu haben, seine Freude nicht ein wenig getrübt worden wäre. Trotzdem aber er-

innerte er sich Anna's, und als er den feinen Filzhut vor dem Spiegel auf den braunen Lockenkopf setzte, stieg sogar leise der Wunsch in ihm auf, die Jungfrau möchte die erste sein, der er in seinen neuen Kleidern begegnete. Man sieht, daß die Liebe auch unter den drückendsten Verhältnissen die Eitelkeit rege erhält und befördert, eine Schwachheit, die, so lächerlich sie mitunter auch wird, dennoch ihr Gutes hat. Seit dem Augenblicke, daß Richard der Liebe gedachte und seine Eitelkeit befriedigt sah, war der kleine Scrupel, den er sich des Geschenkes wegen gemacht, völlig verschwunden, er vergaß die Vergangenheit und gedachte mit Vergnügen der Zukunft, die er gestern in seiner ärmlichen Kleidung noch dergestalt fürchtete, daß er sich ihr durch den Selbstmord zu entziehen gedachte. Freudig öffnete er das Fenster und athmete mit vollen Zügen die frische Morgenluft ein, die ihm heute eine andere, als sonst zu sein schien.

Die Fenster des Zimmers gingen nach dem Hofe hinaus, und da die Bäume und Gesträuche ihr Laubdach verloren, konnte Richard alle Wege des kleinen Parks übersehen, dessen Beete mit

Strohdecken gegen den Winterfrost zu schützen, ein Gärtner beschäftigt war. Da unser Dichter für den Augenblick nichts Besseres zu thun hatte, nahm er die Fabrikgebäude und das gegenüberliegende Staatsgefängniß mit seinen hohen Strebepfeilern und vergitterten Fensterchen in Augenschein. Als er die höhern Regionen seines Gesichtskreises lange genug geprüft, sandte er seine Blicke wieder zur Erde nieder, wo der Gärtner mit seiner Arbeit beschäftigt war. Der Mann befand sich nicht mehr allein, ein junges Mädchen, das während der Zeit, daß Richard die Gebäude gemustert, zu ihm getreten war, stand ihm zur Seite und deutete mit der Hand auf einige junge Bäume, die sie vorzugsweise seiner Fürsorge zu empfehlen schien.

Es läßt sich wohl denken, daß des Dichters ganze Aufmerksamkeit sich auf diese Gruppe richtete, zumal da die Erscheinung des jungen Mädchens keine gewöhnliche war. Richard konnte den ganzen Reiz der wahrhaft junonischen Gestalt wahrnehmen, denn nur ein schwarzer seidener Oberrock, von keinem Mantel neidisch bedeckt, schmiegte sich an die zarten Glieder und ließ die schönen

harmonischen Formen deutlich hervortreten. Das üppige braune Haar quoll in Locken auf die Schultern herab und der dichte Kranz, den es auf dem Haupte bildete, ward durch eine einfache dunkelrothe Schleife geschmückt. Da das junge Mädchen dem Lauscher den Rücken zuwandte, harrte er mit Ungeduld des Augenblicks, wo es durch eine Bewegung oder Veränderung der Stellung ihm Gelegenheit bieten würde, auch das Gesicht zu erblicken, denn daß es an Schönheit der Gestalt nicht nachstehen würde, glaubte er mit Gewißheit annehmen zu können. Endlich erschien dieser Augenblick, die junge Dame wandte sich und deutete auf eine Weinrebe, welche an dem Wohnhause, aus dessen Fenster Richard sah, von dem Winde abgerissen und zur Erde gesunken war. Aber mit einem flammenden Gesichte bebte der junge Mann zurück, als er einen Blick auf die himmlischen Züge geworfen hatte, sein Blut stockte fast in den Adern und die Sinne schienen ihm vergehen zu wollen: es war Anna, der Gegenstand seiner feurigen, hoffnungslosen Liebe. Wie angewurzelt blieb er in einiger Entfernung von dem Fenster stehen, er wollte noch einmal hinblicken,

um sich zu überzeugen, daß er sich nicht getäuscht habe; er vermochte aber nicht, sich dem Fenster wieder zu nähern, ein unerklärliches Gefühl hielt ihn zurück. In diesem Augenblicke war Anna mit dem Gärtner dem Hause so nahe gekommen, daß der immer noch regungslose Dichter ihre Worte deutlich verstehen konnte, er hatte nun nicht nöthig, sich Gewißheit mit den Blicken zu verschaffen, denn der Ton ihrer Stimme, der immer noch wie ein himmlisches Echo in seinem Herzen wiederhallte, gab die volle Ueberzeugung, daß er sich nicht getäuscht.

Das Eintreten einer Magd mit dem Frühstücke brachte wieder Bewegung in den armen Menschen.

— Der junge Herr läßt sich entschuldigen, sprach der Domstick, daß er so lange auf sich warten läßt; — eine wichtige Correspondence, die keinen Aufschub erleidet, fessele ihn nur noch auf kurze Zeit an das Comptoir, dann würde er sogleich bei Ihnen sein. Sie mögten indeß das Frühstück einnehmen.

— Danke, antwortete Richard, mit Mühe seine Aufregung verbergend; der junge Herr soll

sich meinetwegen ja nicht von seinen Geschäften abhalten lassen.

Das Mädchen trat zum Fenster, um es zu schließen.

— Gehört der Garten zum Hause? fragte Richard, der seiner wieder Herr geworden war.

— Ja, antwortete die Magd.

— Wer ist die junge Dame? fragte er so unbefangen, als es ihm möglich war, weiter.

— Welche?

— Die dort unten in dem Garten ist.

Die Magd sah zum Fenster hinaus.

— Das ist Frälein Anna, war die Antwort, die Tochter des alten Herrn Hubertus und die verlobte Braut unseres jungen Herrn.

Wäre die Magd in diesem Augenblicke nicht mit dem Schließen des Fensters, das sich widerspenstig zeigte, beschäftigt gewesen, so hätte sie die Todtesblässe sehen müssen, welche ihre Antwort auf dem Gesichte Richards erzeugte. Zitternd am ganzen Körper sank er auf dem Stuhle neben dem Tische nieder, worauf das Frühstück stand. Ohne sich weiter umzusehen, verließ die Magd das Zimmer. Richard war allein.

— Welch ein furchtbares Geschick! sprach er leise vor sich hin. Mein großmüthiger Freund entreißt mich mit Gefahr seines Lebens dem Tode, um mich einem Dasein wiederzugeben, das durch diese That zur gräßlichsten Marter für mich wird. O, ich wußte es wohl, daß mir in dieser Welt kein Glück mehr blühet, mir folgt das Unglück, wohin ich immer den Fuß setzen mag, selbst die Wohlthaten der Menschen werden mir verhängnißvoll Und meine arme Mutter —! Schon glaubte ich, ihr ein ruhiges Alter bereiten zu können, als mich plötzlich das Schicksal wieder zu Boden schmettert und noch elender macht, als ich je gewesen bin! — Anna ist die geliebte Braut meines Wohlthäters, dieselbe Anna, für die ich eine verzehrende Leidenschaft hege, eine Leidenschaft, die mir das Leben unerträglich macht. Nein, ich muß fort, fort aus diesem Hause, fort von der Erde!

Richard erblickte auf einem Tische neben dem Fenster ein Schreibzeug mit Papier. Ohne sich länger zu besinnen, schob er einen Stuhl heran, ergriff mit zitternder Hand die Feder und schrieb einige Zeilen, dann faltete er das Papier zu einem

Streifen und bildete eine Schleife daraus, da ihm das Material zum Siegeln fehlte. Mit dem Papiere in der Hand verließ er das Zimmer.

Als er auf den Corridor trat, begegnete ihm dieselbe Magd, die ihm das Frühstück gebracht.

— Mein Kind, sprach er leise und mit bebender Stimme, Sie suche ich.

— Womit kann ich dem Herrn dienen? fragte die Magd und sah erstaunt den aufgeregten Dichter an.

— Würden Sie mir wohl die Gefälligkeit erzeigen und dem jungen Herrn vom Hause dieses Billet übergeben?

— Gern.

Richard gab dem Mädchen das Papier, eilte den Corridor entlang, beide Treppen hinab und stürzte wie ein gejagtes Wild zu der offenen Thür hinaus. Nur die Magd hatte seine Flucht gesehen, die sich nicht weiter darum kümmerte, sondern ruhig ihren Geschäften nachging, ehe sie den Brief abgab.

Während sich die so eben beschriebene Scene im zweiten Stocke des Hauses ereignete, hatte sich die Gruppe im Garten um eine Person vermehrt:

Franz, der aus dem Fabrikgebäude in sein Comptoir zurückkehren wollte, war hinzugetreten.

— Nun, Sie Nachtschwärmer, fragte Anna lächelnd, haben Sie ausgeschlafen?

Der junge Mann erinnerte sich des Vorwandes, den Kaleb seinem Besuche bei dem Banquier untergeschoben, er konnte sich einer kleinen Verlegenheit nicht erwehren.

— Vollkommen!

— Ist Ihr Freund abgereis't? fuhr das junge Mädchen fort, indem es sich von dem Gärtner entfernte und eine Promenade durch den Garten begann.

Franz erinnerte sich seines Gastes.

— Nein, gab er zur Antwort, er wird auch nicht abreisen.

— Warum?

— Weil er sich entschlossen hat, in unsere Dienste zu treten und die Correspondence zu übernehmen. Sie wissen, daß Ihr Vater schon lange auf die Besetzung dieses Postens drang; ich halte sie aber erst jetzt für nöthig, da die politischen Verhältnisse eine größere Thätigkeit gestatten. Mein Freund ist gerade der Mann, wie ich ihn brauche und ich

hoffe, er wird nicht allein dem Geschäfte, sondern auch meiner Person von wesentlichem Nutzen sein.

— Wie, fragte Anna verwundert, Ihrer Person?

— Ja, meiner Person.

Die beiden jungen Leute standen in diesem Augenblicke an derselben Stelle, wo sie im Frühlinge zum erstenmale über ihre Herzensangelegenheit gesprochen hatten. Eine wehmüthige Erinnerung drängte sich der Jungfrau auf, als sie die schwarzen, blätterlosen Zweige des Rosenstrauchs erblickte, der so oft seine duftenden Blumen geliefert, womit sie das Zimmer des alten Wilibald geschmückt. Aber auch Richards Bild tauchte mit der Erinnerung an den Greis empor, sie mußte sich zur Seite wenden, um ihre Verwirrung zu verbergen, denn ihr war, als ob Franz die Veränderung bemerken müßte, die seit der Unterredung an diesem Orte in ihrem Herzen vorgegangen war. Aengstlich, daß ihr Begleiter die Gelegenheit benützen und ein Gespräch anknüpfen würde, in welchem sie nicht immer mit freier Stirn vor ihm stehen könne, fragte sie nach einer kleinen Pause:

— Sie wollten mir ja von Ihrem Freunde erzählen, lieber Franz?

Anna ahnte nicht, daß diese Frage gerade dem Ziele entgegenführte, das sie zu vermeiden suchte, denn Franz, der in der That die Absicht hegte, durch die Erzählung von seinem Freunde ein Gespräch über seine Herzensangelegenheiten einzuleiten, trat freudig näher und antwortete:

— Ganz recht, von meinem Freunde! Erinnern Sie sich noch des Planes, den ich Ihnen hier an dieser Stelle, als der Rosenstrauch in voller Blüthe stand, mittheilte?

— Eines Planes? sprach sie betreten, als Franz sie an jenes Gespräch erinnerte.

— Sagte ich Ihnen nicht, fuhr der Associé des Herrn Hubertus leiser fort, daß Sie sich Ihres zukünftigen Mannes vor Ihren gebildeten Freundinnen nicht zu schämen haben sollten?

— Nun? fragte Anna tief erröthend.

— Diesen Plan wird mein Freund mir ausführen helfen.

— Ihr Freund?

— Ja, denn er ist ein wissenschaftlich gebildeter junger Mann und hat mir versprochen, in

den Mußestunden meine Studien zu leiten, denen ich bisher, freilich nur mit geringem Erfolge, allein obgelegen habe.

— Mein lieber Freund, sprach Anna gerührt, warum widmen Sie Ihre Mußestunden nicht der Erholung, der Sie doch nach den anstrengenden Geschäften bedürfen? Bedenken Sie Ihre Gesundheit — —!

— Die Wissenschaften gewähren mir nicht allein Erholung, sondern auch Vergnügen.

— Außerdem besitzen Sie hinreichende Kenntnisse — —

— Glauben Sie mir, liebe Anna, ich kenne mich, und meine schwachen Talente auszubilden, ist ja das Geringste, so wie auch alles, was ich Ihnen zu Liebe thun kann.

— Franz, sagte Anna, ich weiß nicht, ob ich je werde den Erwartungen entsprechen können, die Sie von einer Verbindung mit mir hegen. Obgleich ich mich bemühen werde, Ihnen eine gute Hausfrau zu sein, so glaube ich doch kaum, daß es sich der Mühe lohnt, meinen Besitz durch solche Opfer zu erkaufen, einen Besitz,

den Ihnen ja schon der Wille meines Vaters gesichert hat.

— Der Wille Ihres Vaters?

— Ist auch stets der meinige, antwortete erröthend das junge Mädchen, denn es fühlte, daß es ein wenig zu weit gegangen war.

— Anna, rief Franz, ich glaube Ihren Worten; aber glauben Sie auch mir: nicht eher werde ich daran denken, den Wunsch Ihres Vaters, den Sie fälschlich mit dem Ausdrucke „Willen" bezeichneten, zu realisiren, bis Sie selbst mich dieses Glückes für würdig halten. Dem trockenen Geschäftsmanne, wie Sie ihn in diesem Augenblicke noch vor sich sehen, sollen Sie nie Ihre Hand reichen; nur wenn er Herz und Geist zu jener Stufe herangebildet, die erforderlich ist, dem armseligen Leben ein wenig Poesie zu verleihen, dann wird er fragen, ob die Familie Hubertus noch denselben Wunsch hegt.

In diesem Augenblicke trat die Magd heran und überhob die beschämte Anna der Antwort auf die edelmüthige Aeußerung des jungen Mannes.

— Was giebt es? fragte Franz.

— Hier ist ein Brief für den jungen Herrn.

— Von wem kommt er?

— Von dem jungen Manne, antwortete die Magd, der diese Nacht das Zimmer im zweiten Stocke bewohnte.

— Ah, von unserm neuen Commis, rief Franz und öffnete das Papier.

— Nachdem er mir den Brief übergeben, fügte das Mädchen hinzu, eilte er schnell, und wie es schien sehr bewegt, die Treppe hinab. Wahrscheinlich hat er das Haus verlassen, denn er ist bis jetzt noch nicht wieder auf sein Zimmer zurückgekehrt. —

— Sonderbar! sprach Franz und las den Brief, der Folgendes enthielt:

„Ich kann die Stelle nicht annehmen, die Sie „mir angetragen haben. Der Himmel sei mit Ih„nen; mich sehen Sie nie wieder!"

— Der Brief hat keine Unterschrift, der Unglückliche wird sich das Leben nehmen wollen!

— Das Leben nehmen? rief Anna.

— Ich zweifle nicht einen Augenblick daran, diese Zeilen verrathen seine Absicht.

Franz reichte dem jungen Mädchen das Billet;

doch kaum hatte es die Schriftzüge erblickt, als es erbleichend ausrief:

— Mein Gott, diese Handschrift sollte ich kennen!

— Was sagen Sie, Anna?

— Ja, sie ist es, stammelte Anna, die zitternd noch einmal das Billet gelesen, es ist die Handschrift eines jungen Mannes, den ich einigemal an dem Krankenbette eines armen Greises gesehen.

— Und wissen Sie, wo er wohnt?

— Er bewohnt mit seiner Mutter dasselbe Haus, in welchem der kranke Greis wohnt, den wir unterstützen.

— In welcher Straße?

— R..straße Nr. 10.

— Wissen Sie seinen Namen nicht?

— Er nennt sich Richard Bertram.

Franz wollte reden, aber der Schreck hatte ihm die Zunge gelähmt. Starr sah er einen Augenblick die zitternde Anna an, dann fragte er noch einmal:

— Bertram — sagen Sie?

— Richard Bertram, wiederholte Anna, indem

sie die Zeilen betrachtete und in Thränen ausbrach.

Franz bemerkte den Schmerz der Jungfrau nicht, denn sein Schreck hatte sich plötzlich in eine Freude verwandelt, daß auch ihm die Thränen in die Augen traten.

— Richard Bertram, rief er aus, und seine Mutter wohnt bei ihm! Ach, Anna, theure Anna, wissen Sie auch, daß der Name, den ich führe — Doch nein, brach er ab, indem er mit Ungestüm die Hände der Jungfrau ergriff, ich kann Ihnen noch nichts sagen, ehe ich beide nicht gesehen und gesprochen habe. Sind Sie auch gewiß, daß er Bertram heißt?

Anna schien die Worte nicht gehört zu haben; wie aus einer Betäubung erwachend fragte sie:

— Woher wissen Sie, daß dieser arme Mensch sich das Leben nehmen will? Ach, Herr Franz, ich beschwöre Sie, eilen Sie ihm nach und suchen Sie diesen fürchterlichen Plan zu verhindern. Eilen Sie, eilen Sie!

— Ja, ich eile, Anna, denn mich drängt es, eine unerläßliche Pflicht zu erfüllen! Bald sehe ich Sie wieder!

Mit den letzten Worten flog der junge Mann dem Hause zu.

Anna ging bestürzt in ihr Zimmer zurück.

Zehn Minuten später fuhr ein Wagen über den Platz vor Herrn Hubertus Hause der Vorstadt zu. Er trug den ungeduldigen Franz zu der Wittwe Bertram und ihrem Sohne.

Ende des ersten Theils.

Druck von H. A. Schmid in Querfurth.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schrader, August,

Das Staatsgefängniss Roman aus der neuesten Geschichte. Von August Schrader

Bd.: 1

Leipzig 1849

81.96270
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11379910-2